

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

[Erzählender Teil]

urn:nbn:de:bsz:31-62031



Die Lindenwirtin.

Eine Geschichte von Hans Kerschbaum.

runten am See, gleich hübsch schön an der Straße, damit die Fuhrleut' auch ein gutes Tröpfel kriegen; dort, wo die großmächtigen Linden stehen und darunter die langen Wirts-

hausische — dort ist die Lindenwirtin daheim.

Die Lindenwirtin — na und — ?

Mein Freund, es gab eine Zeit, wo die Antwort schwer gefallen wäre, hätte man sich sein Urteil darnach gebildet, was man über die Lindenwirtin in der Gegend zu hören bekam.

Die Männer, die waren freilich von jeher einig darin, daß sich vorher jeder „sein sauber's Maul soll abwischen“, bevor er von der Lindenwirtin zu reden sich unterstehe; und sie schnaggelten obendrein demonstrativ mit der Zunge, wie sie nicht ungern so zu tun pflegen, wenn sie sich über ein feines Festtagsbratel hermachen.

Aber mein lieber Gott — die Männer! Das sind schon die Wahnen! Die nehmen das leichtsinnigste Weib in Schutz, sie verzeihen ihm die schlimmsten Liebestodsünden, — wenn das Weib nur schön und lieb, vor allem aber nicht — ihr eigenes ist!

Na und die Lindenwirtin, die war wohl sauber, das hat ihr der Reid müssen lassen. Und sie war lieb mit den Männern, und sie war keines eigen Weib, — sie war jung und ledig. . . Fitzlaudi! soll da einer nicht mit der Zunge schnaggeln!

Und das war es ja eben, was die weiblichen Bewohner derselben Gegend so sehr in Aufruhr gebracht hat. Sie sprachen von einem „höllverschweiften Rabenbratel, das der Teirol soll holen“, sie nannten die Männer „liebnärrische Botteln“ und „gottvergessene Loter, die Tag und Nacht bei der Lindenwirtin hocken“, und ergingen sich weiter über die Lindenwirtin in den grimmigsten Redensarten.

Alein die Lindenwirtin scherte sich weder um der Männer Zungenschnaggeln noch um der Weiber giftiges Geseire; sie war immerzu kreuzfidel lustig und verstand ihre Gäste zu unterhalten wie wohl keine zweite Wirtin im Lande. Die Fuhrleute ließen stundenlang Kopf und Wagen vor dem Wirtshaus stehen, die Bauern ließen von der Arbeit weg, die Jäger und die Wilderer, die Holzknechte und die Kohlenbrenner, die Fischer und die Schiffer und die auf Sommerfrische kommenden Stadtherren, — kurzum: was es halt hin und her Männerleute gab, sie saßen alle gern an der Lindenwirtin grüner Seite, und die lustige Lindenwirtin hatte für jeden ein liebes Wort, ein vielsagen-

des Lächeln. Und wenn sie gar stink die Zither vor sich auf den Tisch legte und zum fröhlichen Saitenspiel sang und jauchzte und jodelte — na, dann war es aus! Alle riß sie mit sich und sie sangen und jauchzten mit ihr, die Alten so gut wie die Jungen:

„Heut gehmers nit ham, heut gehmers nit ham —
Bis daß der Guckguck schreit . . .“

Und da war ein junger Bauer, der hieß der Klosterhofer, dem war das Singen und Jauchzen der Lindenwirtin noch zu wenig, der wollte die ganze Lindenwirtin für sich haben, obchon er sein Eheweib daheim hatte. Er vermeinte, Anlaß genug zu haben, sich eines Nachts an der Lindenwirtin Schlafstubenfenster zu stellen und da zu gurren wie ein verliebter Tauber, daß die goldene Lindenwirtin ein bißchen das Fenster möge austun, die Nacht wäre gar so himmlisch wunderschön und er — der Klosterhofer — hätte ihr — der sauberen Lindenwirtin nämlich — was Liebes, was Feines zu sagen.

Aber die Lindenwirtin ließ den verliebten Bauer vor dem Fenster gurren und säuseln und legte sich aufs andere Ohr. Darauf ward dem Klosterhofer die Zeit lang und er stimmte seine Liebeswalze auf einen anderen Ton.

„Aha!“ begann er zu philosophieren, „kann mir's schon denken, warum du nit aufmachen willst, — ist mir ein anderer zuvorkommen — gelt du?!“

Damit hatte der Klosterhofer das Zauberwort gesprochen, auf das hin der Lindenwirtin Kammerfenster aufsprang.

„Sollst dich schämen, Klosterhofer, mir so was zu sagen!“ kam es heraus. „Zwiefach sollst du dich schämen: bist ein Eh'mann, — geh heim zu deinem Weib!“

Bevor der wein- und liebesberauschte Bauer sich noch recht besinnen konnte, trachte das Fenster wieder zu. Als ob ihm die Lindenwirtin einen Krug kalten Wassers übergegossen hätte, so abgekühlt stolperte er davon. An den Linden, wo er kurz vorher an der Lindenwirtin Seite gesessen, wo er mit ihr gejauchzt und gejodelt, gescherzt und gelacht hat, wo er seinen Arm ihr traulich um den samtweichen Nacken gelegt, — da blieb er einen Augenblick stehen.

„Sakrametten!“ murmelte er. „Heut hat sich einer verchnitten — heut wohl, heut!“ . . .

Der Menschen Tun und Treiben muß einen Sinn haben.

Aus dem verunglückten Liebeswerben des Klosterhofers wuchs eine saubere Geschichte aus, die gleich am nächsten Morgen ihren Anfang nahm.

Just als die Lindenwirtin am sprudelnden Brunnen stand, die hohlen Hände unter den blinkenden Wasserstrahl hielt und sich das quellende Naß ins Gesicht warf, daß die Tröpflein wie blißende Perlen davonhüpften, sagt plötzlich jemand hinter ihr: „Schön guten Morgen, Frau Wirtin!“

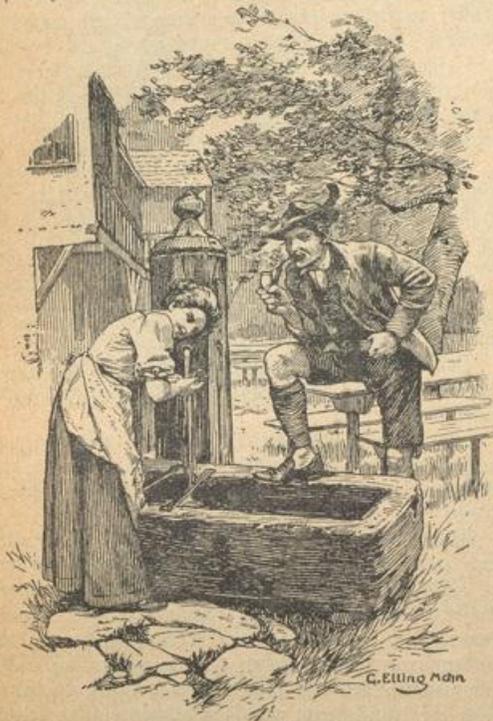
Wie sich darauf die Lindenwirtin umwendet, lacht ihr der Waldhofer Sid ins Gesicht; so strahlend hat er gelacht wie die Sonne in den blinkenden See.

„Oho!“ verwundert sich die Lindenvirtin. „Bist aber früh dran, du!“

Der Sid drückt ein wenig mit der Rede uneinander wie ein dummer Bub, der nicht recht weiß, was er sagen soll. Dann bringt er's doch zuwege. Ob es der Lindenvirtin denn unlieb wäre, wenn er zu ihr komme, fragt sie der Bursch.

Beiseite nicht, lächelte die saubere Virtin. Es wäre ihr sogar recht lieb. Einer Virtin könne das immer nur lieb sein, wenn Gäste zu ihr kämen. Und sie spritzt sich immerzu fleißig Wasser ins Gesicht.

Ums Trinken, meint darauf der Sid, wäre ihm just nicht. Aber das Wasserspritzen könnte die Linden-



Ob mit ihr denn just gar kein geschicktes Wort zu reden wäre, fragt er.

wirtin nun gut sein lassen. Sie wäre so wie so schon nudelsauber.

Das wisse sie ohnehin, scherzt die Lindenvirtin. Aber sie möchte halt noch viel sauberer sein.

Ob mit ihr denn just gar kein geschicktes Wort zu reden wäre, fragt er.

Wenn er just eines wisse, warum denn nicht, sagt sie. Und reibt mit dem Leinen ihr rosiges Gesicht, daß es zu glühen anhebt.

„Der Teufel!“ ruft Sid, „warum du grad mich alleweil fopfst, — und ich kunnt dich so gut leiden, dich!“

„Ich dich ja auch!“ lächelt sie, setzt sich an einen der Tische unter den Linden und streichelt ihr goldiges Haar zurück.

Dafür möchte er doch einen Beweis haben, verlangt der Bursch.

Ob denn sie von ihm schon einen hätte?

„Du Lindenvirtin, nimm dich in acht!“ warnt der Sid. „Dir zulieb bring' ich einen um . . .“

„Narr du! Das wär' auch weiter 'was Sauber's.“

Halt, denkt sich der Sid, jetzt fehlt nimmer viel. Lindenvirtin, du wirst mein! Und wie die Lindenvirtin fragt: „Du, Sid, magst mir zulieb richtig 'was tun?“ da schreit der Bursch: „Ja — aber natürlich! was soll ich denn?“

„Also, wenn du mir zulieb 'was tun willst,“ sagt die Lindenvirtin, „dann geh jetzt heim!“

„Was? . . . Heimgehen — ich?“ Der Sid schaut verdutzt drein.

„Ist doch nicht viel verlangt, das?“

„Bohl nit — gewiß nit, — aber ich bleib' lieber bei dir . . . Weißt du, das eine möcht' ich just wissen: ob du mich gut leiden magst?“

„Wie oft willst es denn noch wissen?“ lacht die Lindenvirtin, „einmal hab' ich dir's ja schon geiaht!“

Denkt sich der Bursch: Das ist doch ein pfliffiges Frauzenzimmer, diese Lindenvirtin. Und jetzt stehen wir wieder auf dem alten Fleck. Aber wart' nur, ich will noch ein wenig schlauer sein! Der Sid neigt sich über den Tisch und will die Lindenvirtin an sich ziehen. Sie schlägt ihn auf die Hand und weicht aus.

Wenn einer schon jauchzt: Hurra am Ziel! — dann auf einmal gewahr wird, daß er sich getäuscht hat, das kann einen suchtig machen. Dem Sid blüht es plötzlich auf: Mensch, die foppt dich ja! Und das hat ihn damisch aufgebracht.

„Schlangen!“ zischte er. „Falsche Schlangen! Zum Foppen mußt dir einen Dummern aussuchen!“

„Wird schwer einer zu finden sein.“

Der Teufel! Jetzt will er's doch sehen, was er nutz ist. Gewaltiam will er dem jungen Weib bekommen.

Der Sid erhält einen Faustschlag, daß er zurücktaumelt.

Also auch nicht. Jetzt spielt er seinen letzten Trumpf aus. Was tückisch im Hinterhalt gelauert, das kam jetzt hervor auf leisen Sohlen, Schritt für Schritt, wie die Kage das Vöglein anschleicht.

„Gelt du, kreuzbrave Lindenvirtin,“ zischelt er und verzieht sein Gesicht zu einer höhnischen Grimasse; „du haltest es halt lieber mit die Sch'männer, du Scheinheilige!“

Die Lindenvirtin stutzt.

„Halt dich zurück, Bub! Nenn mir einen!“

„Kennst ihn ja recht gut, denselbigen, der heut nacht an deinem Fenster ist gestanden . . .“

Die Lindenvirtin muß lachen.

„Narr du! Kann ich dafür?“

Der Sid bildet sich ein, er könne die Lindenvirtin jetzt einwickeln.

„Schau du, mein lieb's Täuberle, du — sei ge'scheit,“ schmeichelt er, „sei lieb ein bißle mit mir, — keine Seel' soll 'was erfahren davon, daß du den Klosterhoser . . .“

Jetzt gehst mir aber, du — spottschlechter Schelm!“
Und der Waldhofer Sid ist gegangen.

„Den Tag tu dir fein anmerken im Kalender!“
hat er noch zurückgerufen. „Und bleib mir brav
gesund . . . Pfat di Gott, liebe Lindenwirtin!“

Das war jetzt eine kurios* verwunderliche Zeit! Im
Lindenwirthshaus gingen fast mehr weibliche als männ-
liche Gäste ein und aus, — ganz verkehrt zu früher.
Und es waren ungemüthliche Gäste das — sehr un-
gemüthliche! Einer Wirthstube ist es just nichts Selt-
sames, Schimpf und Streit zu erleben. Aber jetzt
— Herdigardio! jetzt ist es ein bißchen arg geworden.
Das ganze Weibervolk im Umkreis hat gegen die
Lindenwirtin rebellirt . . . Und wenn die Weiber
anpöden, — da gibt es nichts zu lachen.

Die Schmalzfeuer ist es von Haus zu Haus ge-
flogen, was für eine spottschlechte Person diese junge
Lindenwirtin sei! Just auf die Ehemänner hätte sie
es abgesehen und ganz ungeniert lasse sie die lieb-
nährischen Loter nachts durch ihr Schlafstubenfenster
aus- und einsteigen. So wurde es von jenen erzählt,
die es gesehen haben wollten.

Die Einwendung, daß solches kaum möglich sei,
weil der Lindenwirtin Schlafkammerfenster mit finger-
breiten Eisenstangen vergittert wäre, versing nicht.
Werden halt sonstwo hineinsteigen.

Arg haben sie es mit dem jungen Weib getrieben,
— so arg, daß es sich bei helllichem Tage hat flüchten
müssen in ein verstecktes Stübchen, wo es sich die
Thür hat verriegelt, — sie war ihres Lebens im eigenen
Haus nimmer sicher.

Fretlich — ich sag' es ja selber: es ist kein Ge-
schäft, so ein Wirthshaus, für ein junges, lebiges Frauen-
zimmer, sintemalen wenn's dazu noch so ein mudel-
tauberes ist, so ein kamodes, was heißt: liebenswür-
diges, wie die Lindenwirtin! Aber was will eines,
wenn ihn eines schönen Tages so ein slotzgebendes
Wirthshaus als Erbgut von einem braven Oheim
sozusagen in die Schürze fällt? Und wenn man dazu
noch eine närrische Freude hat zu dem Geschäfte!

Vor den Männern hat sie ja niemals Angst ge-
habt, die saubere Lindenwirtin; bei Gott: mit diesen
ist sie noch allemal fertig geworden, wenn ihr einer
zu nahe hat kommen wollen . . . Aber jetzt diese
Wäber, — diese eifersüchtigen Weiber! Der Teufel
mag mit ihnen den Tanz wagen!

Wer hätte sich das denken mögen, daß der Wald-
hofer Sid ein solcher Schelm könne sein, — daß der
solche Geschichten könne anstiften! . . .

Da lebte am schattigen Seeufer ein schmucker
Jägersmann, den sie Frido nannten. Dem war es
manchmal zu kühle in seinen schattigen Waldesgründen.
Es überkam ihn öfters heiße Sehnsucht nach warmem
Sonnenschein, und zu solchen Zeiten stieg er in sein
Boot und ruderte herüber zum Lindenwirthshaus an
der Sonnenseite. Und wenn er hier auch im Schatten
der Linden saß, so wurde ihm dennoch warm bis
ins Herz hinein, sobald sich die Lindenwirtin an seine
Seite setzte. Und — alles was wahr ist — die

Lindenwirtin setzte sich gerne an des Jägers Seite;
und so lange setzte sie sich ihm zur Seite, bis des
Jägers Frido Herze in hellen Flammen stand . . .
Und als unten ein Paar bärtiger Lippen sich über
den kirchroten Mund der Lindenwirtin niederbeugten,
jauchzte oben im Laub der Linden eine Amsel in den
lauen Sommerabend hinaus . . .

Und dieser Jäger Frido war nun der einzige, auf
den die Lindenwirtin traute und baute. Dem schrieb
sie in ihrer Herzensnot ein Brieflein und schickte da-
mit ihren Knecht über den See.

Das Brieflein ist bestellt worden, die Lindenwirtin
aber hat vergeblich gewartet. Den ganzen langen
Sommertag ist sie am Fenster gesessen und hat hin-
ausgeschaut auf den See, — der Jäger Frido aber
wollte nicht kommen.

Also, auch bei ihm haben sie mich schon schlecht
gemacht — dachte sich die Lindenwirtin. Daß er so
ohne alles den Lügner und Verleumdern geglaubt,
das hat die allezeit lustige Lindenwirtin zu Tode traurig
gemacht, — so trübvol traurig, daß sie die Freude
am Leben verlor. Sie hat sich in ihrer Todestraurig-
keit einen festen Hansstrick in ihre Schlafkammer ge-
tragen, und ihr Hochzeitskleid, womit sie sich schon
in den nächsten Tagen hätte schmücken sollen, aus
dem Kasten genommen. Diese zwei Dinge reimte
sie zwar nicht, aber die Lindenwirtin hatte immer
ihren besondern Geschmack. Zuerst wollte sie sich
in den schönen blauen See stürzen; bedachte aber,
daß dabei das schöne Brautkleid verdorben wäre und
die Leute obendrein sagen würden, sie wäre unglück-
licherweise ertrunken. Nein, das wollte sie nicht; diese
bösen Menschen mußten sehen, daß sie sie in den Tod
getrieben haben. Das Hochzeitskleid wollte sie anlegen,
das Myrtenkränzlein ins Haar flechten und sodann
ihr junges Leben an den Hansstrick hängen. So reimte
sie die Lindenwirtin das in ihrem Leid zusammen.

Aber weiß Gott, dem lieben Herrgott mag es leid
getan haben um dieses junge herzliche Menschenkind.
Zum Abend hat er ihr den Jäger Frido geschickt.
Der Forstdienst habe ihn so lange festgehalten; und
daß es so arg schlimm stehe um seine liebe Herzens-
braut . . . Na, es ist nun ja alles wieder gut
geworden.

Es war ein langes Plaudern an demselben Abend
im Lindenwirthshaus. Und als der Jäger Abschied
nahm, da küßte er seine Braut und sprach: „Mein
Lieb, — morgen um die Zeit ist alles vorbei!“ Nach
diesen geheimnißvollen Worten stieg er in sein Schiff-
lein und fuhr davon.

Und wie der Teufel schon oft einen hineinreitet!
Ist in derselben Nacht, kaum daß der Jäger Frido
auf dem See draußen mit seinem Bote heimwärts-
rudert und die Lindenwirtin im Bette liegt, an ihr
Fenster geklopft worden. Weil solches Klopfen an
ihr Fenster keine Seltenheit ist, will sie es über-
hören. Da sagt aus einmal draußen eine Stimme:
„Wächt' doch gern einmal nachfragen, wie's denn
der sauberen Lindenwirtin alleweil geht!“

„Gi,“ denkt die Lindenwirtin, „diese Stimm' soll ich wohl kennen, — die gehört dem Waldhofer Sid!“

Sie steigt aus dem Bett, huscht ans Fenster, hebt vorsichtig den Vorhang und lugt hinaus.

Die Stimme des Waldhofer Sid war es und der Bub stand auch draußen. Der Sid war ein geriebener Bösewicht. Der Erfolg seiner Rache wäre nicht voll gewesen, er wollte gerne auch wissen, wie sich bei der Sache die Lindenwirtin befinde. Um sie in ihrem Leid noch ein wenig zu höhnen, — diese liebliche Absicht hatte ihn hergetrieben.

Aber jetzt verwundert er sich baß!

So lieb, so süß schmelzend hat die Lindenwirtin zu ihm noch nie geredet.

„Trau dich nur hervor, Sid, ich beiß' dich nit!“ hat sie geflüstert.

„D, der Teirel!“ denkt sich der Sid, „was ist denn das?“ Aber er fühlt sein schlechtes Gewissen.

„Wenn ich nur gerade jetzt wüßte,“ denkt er weiter, „wie ich dran bin! Will sie mir vielleicht was ins Gesicht schütten? Will sie gar am End' Frieden machen mit mir? Vielleicht ist ihr die Hochnastigkeit schon vergangen!“

„Du Lindenwirtin,“ sagt er freundschaftlich, bleibt dabei aber noch vorsichtig hinter der Mauer, „du kannst mir's glauben, ich möcht' was geben drum, wenn wir wieder gute Kameraden würden. . . Daß ich alles auf gleich bring', — brauchst keine Sorgen haben. . . I sieg's ja ein: ein bißel zu dick ist es worden, — so hab' ich es nicht gemeint. Mußt aber wissen: Fein bist du schon auch nit gewesen. . . Also gut, lassen wir das jetzt sein. Ich gesteh' es zu, daß ich mich damals geirrt hab' mit dem Klosterhofer. . . sagen wir meinewegen, ich häit' dort einen Mordsrausch gehabt, — ich nimm alles auf mich — und wirst sehn, Lindenwirtin, der Klosterhoferin bring' ich es bei; laß nur mich machen. Und die andern sollen es auch bald wissen, daß dir kein Mensch was Schlechtes kann nachsagen. . . Gelt du Lindenwirtin, wir zwei werden wieder gut Freund!“

Die Lindenwirtin beißt sich in die Lippen und denkt sich: „Hältst mich für so dumm, wie du selber bist!“

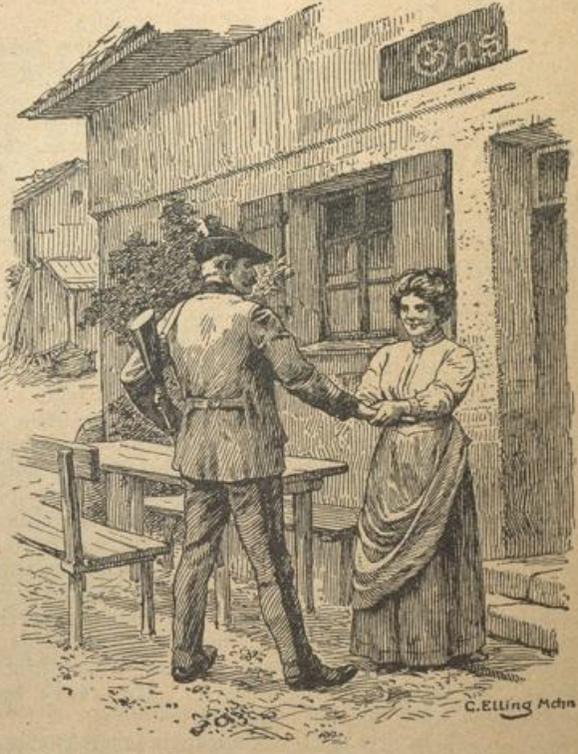
Und in ihrem klugen Kopf ist eine sonderbare Idee erwacht. . .

„Wie mich das freut von dir,“ sagt sie recht beweglich, „daß du deinen Fehler willst gut machen. Ich bin freilich auch nicht wenig schuld dran; hab' es aber richtig wahr nicht so schlimm gemeint. Aber wart, mein lieber Sid, wenn du ein wenig Zeit hast, ich seh' mich zu dir ans Fenster. . . Nur einen Rock muß ich vorher anziehen und die Strümpf, wird mir leicht zu kühl sonst am Fenster. . . Na, wo hab' ich sie denn nur wieder verlegt. . . Wart nur ein wenig, Sid, gleich bin ich fertig. . .“

Der Sid kennt sich gar nicht recht aus; er ist fast verwirrt über so viel unverhoffte Liebenswürdigkeit. Aber er erklärt sich's damit, daß die Lindenwirtin deshalb umsteck, weil sie ihn fürchtet.

Die ganze Nacht hab' ich Zeit für dich! stammelt er in seiner Glückseligkeit.

Indessen hatte die pfiffige Lindenwirtin den zähen Hanfstrick, woran sie ihr Leben hat hängen wollen, unbemerkt um Tisch und Bettfuß geschlungen; stül noch zwei feste Schlingen an den beiden Strudenden gezogen, dann saß sie auch schon am Fenster. Da hat sie mit dem Sid allerlei Liebes zu plaudern angefangen, daß dem Burschen immer schwüler ist geworden. Nicht ein bißchen schämig war sie jetzt, die saubere Lindenwirtin, mit ihrer blendweißen Schulter. . . Der Sid



„Mein Lieb, — morgen um die Zeit ist alles vorbei.“

hat im Liebesrausch geschweigt. Daß die Liebe blind macht, das sagt schon ein altes Sprichwort. Aber der Waldhofer Sid hat schon rein gar nichts bemerkt, was die Lindenwirtin hinterm Fenster mankelte; er hatte nicht die blasseste Ahnung davon, daß sie ihm ihren weißen Paden nur deshalb so sehr hinschob, um seine Animschwermheit von ihren Händen abzulenken, die jetzt keine Zeit hatten zur Abwehr. Und der Sid merkte es in seiner Stockblindheit nicht, wie der Lindenwirtin schöne Auglein lauerten. . . Immer noch mehr versuchte er sich anzuschmiegen an das eiserne Fensterkreuz, um der Lindenwirtin Wange mit seinen Lippen zu erschaspen.

„Geschick ist dein Fenster just nit zum Brenteln,“ bedauerte er nebenbei, weil er keinen rechten Halt finden konnte. Mit den beiden Ellenbogen mußte er sich ins Eisengitter verhängen, und als er auf diese Weise die Vorderarme hereingestreckt hatte, begann ihm die Lindenwirtin liebevoll die Hände zu streicheln und zu drücken, zuerst die eine, dann die andere, und dabei mußte es das schlaue Weib so fein anzustellen, daß sich dem ahnungslosen Sid auf einmal die Hanfstrümpfen um die Handgelenke so fest zusammenzogen, daß er einen Schreckensschrei ausstieß und mit einem jähen Ruck seine Arme aus dem Gitter ziehen wollte. Damit aber hat er sich die Hanfstrümpfen nur noch fester zugezogen. Kaum daß er mit den Fußspitzen unter sich den Boden recht berührte, so hing er nun fest.

„Auslaß!“ schrie der Sid und seine Stimme bebte in Todesängsten. „Auslaß mich — so eine Falschheit. . . Auweh, meine Händ!“

„Schau, Gidele,“ sagt die Lindenwirtin böshaft; so einen lieben Freund, der es einem so gut tut meinen, den muß man in Ehren halten. Auf den muß man sich sein aufschauern, damit er einem nit gestohlen wird!“

Der Bürsch beginnt zu zeren und zu reißen, dann heult er auf in Schmerz und Wut; jetzt kann er weder hinauf an der glatten Mauer noch heraus aus dem Gitter. Dummerweise hat er die Arme so weit voneinander durch die Eisenstäbe gezwängt, daß er, weil er bloß mit den Vorderarmen drinnen ist, mit einer Hand die andere nicht zu erreichen vermag. So hängt er sozusagen zwischen Himmel und Erde und knirscht wie ein überwältigtes Raubtier.

„Auslassen tu mich!“ begann er flehentlich zu wimmern. „Lindenwirtin, mach keine Dummheiten, — laß mich aus!“

„Wart nur noch ein eichtele,“ tröstete ihn die Lindenwirtin, „es ist noch nicht alles; schau, Gidele, ich schick dir meinen Knecht mit dem Ohsenzimer, der wird dir Gesellschaft leisten. . . Ist recht ein Kurzweiliger, der Ohsenzimer, und der Knecht weiß sein umzugehen damit.“

„Na, das war ja recht sauber jetzt! Da ist der Sid dieser schlaun Lindenwirtin in eine schöne Falle gegangen! Nochmal versucht er es mit Gewalt; er stemmt sich. Ist keine Möglichkeit loszukommen. Er heult wie ein Wahnsinniger und gebärdet sich wie ein wildes Tier. Nachdem er sich so ermüdet hat, daß ihm die Schweißtropfen übers Gesicht rieseln, wird er wieder weichmütig.

„Geh, Lindenwirtin, tu mir die Schand nit an! . . . Umbringen tu ich mich und du hast es auf deinem Gewissen. . . Lindenwirtin, sag' ich, — sei doch nit so herzlos. . . Bitten tu' ich dich: Tu mir die Schand nit an. . . Unsere ganze Familie macht unglücklich. . . Das Gespött von die Leut'. . . Um Gottes willen, laß mich aus. . . Auslaß mich, Lindenwirtin!“

Der Sid begann jämmerlich zu stöhnen und zu winseln.

Aber die Lindenwirtin versicherte den Hanfstrümpf noch fester, dann sprach sie: „Tu dich nur trösten, Bub. Schau, mein lieber Sid, du hast mich ja auch ins Gerede gebracht und hast mich bei den Leuten schlecht gemacht. Hättest du danach was gefragt, wenn ich mich darüber hätt' umbracht? Und schau doch, du lieber Bub: heut bist du noch herkommen, mich zu verhöhnen. . . Ich kann dir's ja gar nicht genug ablehren, dir, du guter Freund, was du mir Liebes angetan, daß mich die verrückten Weiber gesteinigt hätten, wenn ich mich erwischen hätt' lassen. . . Tu dich jetzt nur schön gedulden, Gidele, bis dich die Leut' hängen sehen in der Fallen. Sie sollen's auch wissen, was für ein Heiliger du bist!“

Der Bürsch hat ganz zerknirscht seine Schuld unbekannt. Nur barmherzig möge sie sein, die liebe Lindenwirtin, und die Hände möge sie ihm um Gottes willen freimachen.

Aber die Lindenwirtin sprach ihm weiter Trost zu: „Weißt, mein lieber Sid, morgen um diese Zeit bist du wieder ein freier Mann. Also sei g'scheit: Schön brav sein und schön warten. Nichts dauert ewig, und zum Aufstehen wird's auch bald Zeit.“

Indessen hat sich die Lindenwirtin bräutlich angekleidet. Was hatte sie vor?

Ghe sie aus ihrer Schlafstube trat, sagte sie noch: „Wenn die Zeit um ist, wird dich mein Knecht aus deinem Fegfeuer erlösen. Ein bissele mußt noch Buße üben. . . Und jetzt pfiaß dich Gott; Sid, laß dir die Weil' nicht lang werden!“

Der Lindenwirtknecht hat von seiner Herrin Weisungen erhalten und zuletzt hat sie ihm noch ein weißes Blatt Papier eingehändigt. Als der Knecht die in großen Buchstaben darauf geschriebenen vier Worte gelesen und den Zweck des Papiers erfahren, da hat er gekräht vor Lachen.

Die Lindenwirtin aber hat sich in ein Boot gesetzt und ist damit hinausgefahren auf den See. . .

Der Knecht ist mit dem Ohsenzimer um das Haus herumgewandert.

„Na, das nimmt sich ja recht gut aus, dort am Fenster! Der Sid hängt ja dort wie ein abgestohenes Kalbel. . . Wart, Bürschel, dir will ich schon die Lebensgeister aufkizeln!“ Der Knecht geht allmählich auf den Sid los.

„Schau, schau, — was treibt denn der Waldhofer Sid da an der Lindenwirtin Fenster — ha? Was treibt er denn?“ frozelt ihn der Knecht. „Möchtst nit hamgehn, Sid? Schau, die Leut' gehn schon ins Tagwerk aus — und du stehst da wie ein Schelm. . . Ja, Mensch, hast denn du gar keine Schand' im Leib!“

„Verhöhne mich nur du aa noch!“ wimmert der Sid erbärmlich. „Wird schon noch Zahntag kommen. Wart's nur, i verklar' euch.“

„Recht hast, Bub, so was laßt sich kein ordentlicher Mensch nicht gefallen!“ höhnt der Knecht und zeigt dem Sid den Ohsenzimer. „Schau, Gidele, schau her da! Magst ihn verkosten, den? Mein

Lieber, das ist dir ein Guter, — macht jeder einen hellen Zuckezeh, der ihn verspürt!“

„Meinetwegen — erschlagt's mich. . . Is mir eh schon alles eins jetzt,“ schluchzt der Bursch ergeben.

„Na weißt, Bub,“ meint der Knecht, „so a fünf- undzwanzig, die wären dir jetzt gesund, — verdient hast sie dir wohl, du Schelm, du! Aber die Lindenwirtin hat ein gutes Herz. Sie will es nit, daß ich dir's heruntersalz' — recht gern möcht' ich dir die Wohlthat erweisen, kannst mir's glauben. Aber ich halt' mich nach der Lindenwirtin ihren Auftrag. . . Da schau' dir jetzt einmal das Flederl Papier an! Kannst lesen, was drauf steht — is nit viel — dein Todesurteil bloß. . . Mußt es schon erlauben, daß ich dir — auf der Lindenwirtin Befehl — das Urteil hinten an die Hosn anhäng' — weißt, Sid, damit dich die Leut' gleich von hinten erkennen!“

Der Sid hat mit sich alles geschehen lassen. Seine Kraist hatte er lange schon nutzlos vergeudet. So- nach war's dem Lindenwirtknecht ein leichtes, dem Gefangenen den Zettel hinten anzuhängen, worauf zu lesen stand:

„Ich bin ein Verleumder!“

Dann sorgte der Knecht für das notwendige Publikum.

Bald standen um den Waldhofer Sid herum mehr Menschen, als im Lindenwirthshaus Platz hätten finden können. Und das läßt sich denken, was das jetzt für eine Metten war!

Als der Zweck, der öffentliche Pranger, erreicht war, hat der Lindenwirtknecht den verfluchten Hans- strick abgechnitten. Der Sid fiel wie ein Birnsack um. Dann raffte er sich aber mit Gewalt auf und hinkte mit seinen elend verrenkten Gliedern unter dem Hallo der Zuschauer von dannen. Auf das Papier mit der ehrenhaftesten Charakterbezeichnung hat er in seiner Zerknirschung ganz vergessen; er ist damit heimgehumpelt . . .

Und die Lindenwirtin?

Gegen Mittag hin brachte der Schiffer-Hans ein herrenloses Boot ans Ufer. In diesem Boot fand sich ein breiter Florentinerhut, den man als der Lindenwirtin Eigentum erkannte. Auch das Boot war jenes, womit frühmorgens das junge Weib im Hochzeitskleid auf den See hinausgefahren war. . .

Jetzt machten die Leute lange Gesichter und die Kunde flog von Haus zu Haus: Die Lindenwirtin ist ins Wasser gegangen!

Die tugendsamen Ehefrauen, die noch in den letzten Tagen die schlimmsten Dinge über die Lindenwirtin erzählt, sie ein höllverschweifetes Rabenbratel hin und her genannt, die belamen nun Gewissensbisse, sintemalen sich jetzt auch die Sache mit dem Ge- währsmann Sid von einer andern Seite ansehen ließ.

„Unrecht hat er ihr getan, der Verleumder!“ zeternten sie.

„In den Tod hat er sie gehetzt, der schlechte Loter, der scheinheilige!“

Mit Vergnügen wollten sie über den Sid her- fallen. Aber der lag ohnehin marodig daheim im Heu.

So nun die arme Lindenwirtin tot war, ist sie auf einmal ganz unschuldig gewesen. Alle, die ihr unrecht getan, bedauerten es zutiefst. Die ganze Schuld schoben sie jetzt dem Waldhofer Sid zu. Und etliche weinten ihr bittere Tränen nach. Mein Gott und Herr! Sie war ja doch so eine liebe, gute Seele, diese lustige Lindenwirtin, und jetzt liegt sie drunten tief im See.

Die Nacht dieses ereignisvollen Tages war einem heiteren Sommermorgen gewichen. Auf dem stillen Alpensee glitt langsam ein Kahn dahin. Darinnen saß ein junges Paar, das ließ sich wiegen und schaukeln im Spiel der Wellen und fuhr dem Linden- wirthshause zu.

Ervratet ihr's? — Die Lindenwirtin war's im Hochzeitskleid.

Den Myrtenkranz trug sie noch im goldigen Haar und ihr zur Seite saß der Jäger Frido, der junge Lindenwirt, der ihr's gelobt, sie zu beschirmen gegen



So nach war's dem Lindenwirtknecht ein leichtes, dem Gefangenen den Zettel hinten anzuhängen.

jegliches Ungemach, das böse Menschen ihrem lieben Nächsten so gerne bereiten.

„Was? Die Lindenwirtin ist wieder da?“ ging's unter den besorgten Ehefrauen neuerdings los „Na, richtig wahr: die haltet wohl die ganze Welt zum Narren! . . .“

Soll ich noch weiter erzählen? Soll ich berichten davon, wie die pffiffige Lindenwirtin gelacht hat über den „marodigen“ Sid und über den Possen, den sie

den Leuten mit dem herrenlosen Boot gespielt, in dessen sie sich drüben in der Schloßkirche mit ihrem Fräulein zum Lebensbunde verbinden ließ? . . . Soll ich's verraten, wo sie zu finden ist, diese tapfere Lindenwirtin; an welchem Alpensee das Lindenwirts- haus zu wohniger Rast einladet im Schatten der mächtigen Linden? . . .

Soll ich? . . . Lieber nicht. Die Lindenwirtin könnte gar noch böse werden. Und das ist gefährlich, wie ihr wißt!

Im Kampfe mit dem Würgeengel.

Von A. Theinert.



Uns fünf hatte der Zufall zusammengeführt; nicht zwei waren miteinander oder auf Verabredung nach Lugano gekommen; erst dort hatten wir uns kennen gelernt, bald aber gute Kameradschaft geschlossen. Hinter jedem unserer kleinen, national gemischten Gesellschaft lag ein bewegtes Leben, keiner, der nicht wenigstens in drei Erdteilen sich herumgetummelt, schwere Stürme durchwettert und in drei oder mehr Sprachen seinen Gedanken Ausdruck geben konnte. Wenn wir an den Abenden auf der Veranda des Hotels um unseren runden Stammtisch beim Weine saßen, wurde deutsch, französisch oder englisch geplaudert und erzählt, aber alle verstanden einander.

Der Senior unserer Tafelrunde war Doktor McPherson. Mit Oberstenrang aus der englischen Armee geschieden, führte er jetzt ein nomadisierendes Junggesellenleben; jeden Sommer hielt er sich ein paar Monate in der Schweiz auf. Eine Reihe von Jahren hatte er in Ostindien gedient, und eine seiner Er- innerungen aus jener Zeit gebe ich hier wieder, möglichst wortgetreu, wie er sie uns erzählt hat.

„Jemand wird halt hin müssen,“ bemerkte Leutnant Stevens, und die Blicke der meisten in unserem Klublokal anwesenden Offiziere richteten sich fragend auf mich.

„Natürlich 'n Doktor,“ ergänzte ein anderer; „fragt sich nur welcher.“ Und wieder schauten sie mich an.

„Hm, da hat der Kommandant das letzte Wort zu sagen,“ brummte ich. Sie lachten. Sie wußten, daß es mir zustand, denjenigen meiner Assistenten zu bezeichnen, der nach Marut geschickt werden sollte.

Ich hatte rasch Karriere gemacht und war, nicht viel über dreißig Jahre alt, schon Chefarzt, nicht nur der Brigade, deren Stab und Gros in Barrapur lag, sondern des ganzen zugehörigen Militärbezirks, eines Stück Landes so groß wie Schottland. Heute gehört es als integrierender Bestandteil zum indischen

Kaiserreiche, damals war die Souveränität noch eine offene Frage zwischen England und einem sehr selbstbewußten Radscha, eine Frage, deren Lösung zunächst von den an Ort und Stelle gesandten Zivilbeamten versucht werden sollte.

In dem vierzig und etliche Kilometer von Barrapur entfernten Marut standen, als detachierter Posten, zwei Dragonerschwadronen unter dem Kommando von Oberleutnant Grant. Der hatte durch eine Stafette gemeldet, unter seinen Leuten sei eine Epidemie ausgebrochen, und Benton, der junge Doktor des Postens, sei als einer der ersten davon hingerafft worden.

Grant bat dringend um schleunigen Ersatz. Ein von ihm an mich persönlich gerichtetes Schreiben gab einen sehr verworrenen Bericht über die Symptome der Krankheit, ich aber wußte gut genug, um was es sich handelte.

Im Hauptquartier selber verfügte ich nur noch über zwei Assistenten. Einer von ihnen mußte nach Marut, und welcher, darüber durfte eigentlich gar kein Zweifel obwalten: Robert Gilmore, kurzweg Bob genannt, war an der Reihe, ihn trafs. Damit wurde dem jungen Manne Gelegenheit geboten, sich auszuzeichnen und sein Avancement zu fördern, wenn er nicht, wie Benton, der Pflichterfüllung zum Opfer fiel. Daß Bob, der in England tüchtig studiert hatte und seine Sache verstand, keinen Augenblick zaudern würde, dem Rufe zu folgen, daß er's sogar gern tun würde, das wußten wir; mochte man ihm sonst vorwerfen, was man wollte — und Ursache dazu gab's — ein Feigling war er nicht. Aber sein Vater war der Kommandeur der Brigade; da lag der Haken.

Während wir noch die Sache erörterten, trat eine Ordonnaanz in den Saal und wandte sich an mich: „Der General wünscht Sie zu sprechen.“

Ich stand auf und warf die eben erst angezündete Manilla in den Aschenbecher.

General Gilmores Wohnung lag im Mittelbau des indischen Palastes, der einem halben Hundert von Beamten und Offizieren Quartier bot und für dessen Benutzung die englische Regierung eine hohe Miete zahlte. Wir standen mit dem Radscha nicht auf dem Kriegsfuß — bewahre! Es sollte ihm ja nur auf diplomatischem Wege ein freiwilliger Verzicht auf die Hoheitsrechte nahegelegt werden. Unsere Brigade war kein Okkupationskorps, sie bildete nur das, allerdings sehr reichlich bemessene Ehrengelitte der Zivilbeamten. Altbewährte Methode das! In der Regel fügen sich die braunen Herrschaften nach einer Weile, will's aber einmal einer partout nicht tun, bleibt er starrköpfig, — na, da wird ihm halt der Standpunkt auf weniger höfliche Manier largemacht: an Stelle der Diplomaten treten die bereitgehaltenen Bajonette. Altengland kommt immer oben auf.

Als ich über den Hof schritt, hörte ich, daß jemand mir folgte, und mich umwendend, stand ich Fitz gegenüber. William Fitzgeral, für die Kameraden einfach Fitz, war mein Seniorassistent, ein tüchtiger,

erfahrenere Arzt und ein prächtiger Mensch; hoch und schlank gewachsen wie eine Tanne, bärenstark und dabei geschmeidig wie ein Panther; Herzensgüte, gepaart mit unbeugsamer Willenskraft lag im Blick der seelenvollen blauen Augen.

„Hören Sie, Major,“ — das war mein damaliger Rang — „geben Sie mir die Chance,“ redete er mich an.

„So, Sie möchten nach Marut, möchten für Bob eintreten?“ erwiderte ich. „Daraus wird nichts, so weit 's von mir abhängt!“

Fitz zupfte an seinem Schnurrbart. „Es ist ein harter Schlag für den General. Wir dürfen ihm kaum zumuten, den Sohn auf den gefährlichen Posten zu schicken.“

„Dienst ist Dienst, Fitz. Sie wissen, die Reibe ist an Bob. Der Alte tut mir leid, aber ich darf



Ich war nicht sonderlich überrascht, als mir Hetty Chester den Weg vertrat.

und will mich davon nicht beeinflussen lassen. Warum hat er den Sohn hierher versetzen lassen, jetzt muß er auch alle Folgen mit in den Kauf nehmen.“ Fitz schaute zum Sternenhimmel auf; dann wandte er sich schweigend und ging.

Um die Wohnung des Generals zu erreichen,

mußte ich einen langen Korridor passieren, und ich war gar nicht sonderlich überrascht, als mir aus einer Fensternische heraus Hetty Chester den Weg vertrat. Daß in dem sich vorbereitenden Drama diese junge Dame eine Rolle spielen würde, durfte ich nach dem, was ich in den letzten Wochen beobachtet hatte, mit ziemlicher Bestimmtheit voraussetzen.

„Wie lauten die Nachrichten von Marut?“ fragte sie in erschlich großer Unruhe.

Ihr Vater, einer der Zivilbeamten, konnte nicht der Gegenstand der Besorgnis sein; für diesen Herrn kam Marut nicht in Frage.

„Schlimm,“ gab ich ihr zur Antwort. Sie schrak zusammen und erblaßte. „Was ist's für eine Krankheit?“

„Das kann ich nicht sagen, Miß Hetty. Grant hat mir da eine lange Epistel geschrieben, aus der

ich nicht klug werde. Die Symptome, die er schildert, gehen über meinen Horizont.“

„Ach!“ rief sie, „Sie wollen's nur nicht eingestehen; Sie wissen's ganz gut, — in Marut wüthet die Cholera!“

„Schon möglich,“ erklärte ich kurz. „Wer muß hin?“

„Die Entscheidung darüber liegt nicht bei mir allein!“

„Und wenn Sie allein zu bestimmen hätten?“

„Dann würde ich selber gehen.“ Ihr Gesicht verlor einen Augenblick den Ausdruck ängstlicher Spannung. An diese Möglichkeit hatte sie noch nicht gedacht.

„Aber Sie sind unentbehrlich hier,“ murmelte sie nach einer Weile.

„Niemand ist unentbehrlich. Doch darauf kommt's in vorliegenden Falle nicht an, es handelt sich da um die Dienstroutine. Einer der beiden Assistenzärzte muß die Aufgabe übernehmen.“

„Welcher?“ fragte sie mit geheuchelter Gleichgültigkeit.

Welcher? Das war genau die Frage, die auch mich seit einer halben Stunde beschäftigte, nur gerade jetzt nach einer neuen Seite hin. Geseht den Fall, Hetty Chester hätte zu bestimmen, welchen von den beiden jungen Männern würde sie nach Marut schicken?

Unter meinem forschenden Blick senkte sie die Wimpern und zog fröstelnd das nur lose umgeworfene Tuch fester zusammen.

„Die endgültige Entscheidung liegt nicht bei mir,“ wiederholte ich. „Der Kommandant hat das letzte Wort.“

„Er wird den Sohn nicht der Gefahr aussetzen wollen, und —“ Sie stockte.

Ich zuckte die Achseln. „Ich muß jetzt zum General, Miß Hetty. Adieu!“

Das Mädchen verharrte regungslos auf ihrem Platze, eine weiße, geisterhafte Erscheinung in dem vom Mondlicht durchfluteten Gange.

Ich fand den Kommandanten allein an seinem Eßtisch sitzend, mit einem gefüllten, noch unberührten Weinglase vor sich.

Es war mir bisher noch nie so recht zum Bewußtsein gekommen, daß General Gilmore auf der Schwelle zum Greisenalter stand. Sein kurzgeschorenes Kopfs Haar und der borstige Schnurrbart waren freilich schon längst ergraut, aber der Mann hatte immer frisch und munter ausgesehen, hatte sich stramm und aufrecht gehalten. Heute kam er mir ganz verfallen vor.

Gilmore war erst im reiferen Alter in den Ehestand getreten und seine Frau bei der Geburt des ersten und einzigen Sohnes gestorben. An diesem Sohne, der in England erzogen, nach Absolvierung seiner medizinischen Studien nach Indien zurückgekehrt und als Assistenzarzt in die Armee getreten war, hing der alte Herr mit einer wahren Affenliebe. Der tüchtige, in allen Lagen scharf blickende und richtig urteilende Offizier war blind und taub den

Schwächen und Fehlern seines Sohnes gegenüber, er hielt ihn für einen Ausbund aller guten Eigenschaften; ihm zuliebe würde er, fürchtete ich, seinen strengen Grundsätzen untreu, unter Umständen vielleicht ehr- und pflichtvergessen werden können. Dieser Gedanke hatte mich schon manchmal gequält, und ich hätte viel darum gegeben, wenn Robert Gilmore, anstatt auf Betreiben seines Vaters nach Barrapur versetzt zu werden, in Dahli, seiner ersten Garnison, geblieben wäre. Seit einem Dezennium war ich General Gilmores Brigade zugewiesen und ihm vielfach zu Dank verpflichtet; er war mir mehr als ein guter Vorgesetzter, er war mir ein väterlicher Freund. Seit etwa einem Jahre gehörte Bob meinem Sanitätskommando an, und in dieser Zeit hatte ich, so weit ich's vor meinem Gewissen irgend verantworten konnte, vieles übersehen oder vertuscht, wofür dem jungen Leichfuß der Kopf gründlich hätte gewaschen werden sollen. Fitzgerald hatte mich dabei unterstützt, wir beide hatten darauf Bedacht genommen, daß dem Sohne des Vaters, den wir hochschätzten, die rauhe Seite des Dienstes möglichst wenig fühlbar gemacht wurde. Bob, durch die Verhättselung des Vaters ein unbewußter Egoist, war mit der für solche Leute charakteristischen, sehr bequemen Blindheit begabt, die es ihn gar nicht merken ließ, wenn andere ihm zukommende widrige Arbeiten übernahmen.

„Wie Geschichte das!“ redete der General mich an, mit der Hand auf den vor ihm liegenden Bericht von Marut weisend.

„Ja.“
Er hob mir die Papiere zu und deutete auf einen Stuhl.

„Setzen Sie sich. Hat Benton noch vor seinem Ende an Sie geschrieben?“

Ich reichte dem General den Anfang eines an mich gelangten ärztlichen Rapportes, — den Anfang, denn das Schriftstück enthielt nur vier Zeilen; der Schreiber hatte mitten in einem Satze aufgehört, die Feder war ihm entfallen, der Würgegel hatte ihn gepackt. Ich gab dem General auch den vom Oberlieutenant Grant an mich persönlich adressierten Brief, und er las beides durch.

„Was ist's?“ fragte er plötzlich, mit unstet flackernden Augen zu mir herüberblickend.

„Auf Grund des vorliegenden Materials kann ich eine bestimmte offizielle Meinung nicht abgeben.“

„Und inoffiziell?“

„Ich fürchte, es handelt sich um Cholera.“
Der General nahm das volle Weinglas in die Hand, aber die Hand zitterte, und er stellte das Glas wieder ab. Die Lippen unter dem grauen Schnurrbart zuckten.

„Etwas muß geschehen für die Garnison in Marut,“ erklärte er endlich.

„Ja.“
„Wir müssen ihnen einen Doktor schicken.“

„Ja.“
„Wen?“ fragte der alte Herr mit unsicherer Stimme.

„Die Reihe ist an Robert Gilmore.“

Ich glaube, er hatte keine andere Antwort von mir erwartet, er mußte es wissen, daß ich keine andere geben, daß ich auch ihm zuliebe an der Dienstordnung nicht rütteln durfte.

Er gab sich einen Ruck und warf den Kopf in den Nacken; er wollte sich zwingen, fest zu bleiben, aber der Versuch scheiterte, er konnte es nicht über sich gewinnen, ohne weiteres zuzustimmen, wie's sich gehörte hätte.

„Ist Bob der Aufgabe gewachsen?“ fragte er nach längerer Pause.

„Auf Ehre und Gewissen darf ich nicht das Gegenteil behaupten.“

„Donnerwetter!“ polterte der General, „gibt's denn da keinen Ausweg?“

„Ich wüßte nur einen.“
„Welchen?“

„Daß ich selber nach Marut gehe.“

„Hm, — aber Sie wissen, daß sich das mit Ihrer Stellung als Chefarzt nicht in Einklang bringen läßt, daß ich's nicht zugeben darf, — leider,“ murmelte er noch vor sich hin, aber ich hörte auch dieses letzte Wort.

Die darin liegende Erbärmlichkeit widerte mich an. Die Angst um den abgöttisch geliebten Schlingel von einem Sohne machte diesen sonst so furchtlosen Mann zu einem Schwächling. Für sich selber hätte er nicht das kleinste Opfer angenommen, für den Sohn das größte; für ihn erniedrigte er sich. Mich würde er ohne Besinnen nach Marut haben ziehen lassen, wenn das mit den Rang- und Dienstverhältnissen nur irgend verträglich gewesen wäre.

Zu Worte kam ich nicht mehr — die Türe wurde heftig aufgestoßen, und Bob stürmte, ganz diszipliniert, unangemeldet herein; er durfte sich eben alles erlauben.

Der Auseinandersetzung zwischen Vater und Sohn wollte ich nicht als Zeuge bewohnen. Meine Erklärung hatte ich abgegeben; wie der General sich dazu stellen würde, blieb abzuwarten. So salutierte ich denn und ging.

Als ich eine halbe Stunde später in der Apotheke mit zwei Lazarettgehilfen Arzneien für Marut verpackte, gefellte sich Fitz zu uns.

„Ich gehe nach Marut,“ meldete er. „Ich habe mich freiwillig dazu erboten und der General ist einverstanden.“

Schweigend nahm ich die Meldung entgegen; vor den Gehilfen durfte ich meine Meinung nicht laut werden lassen. — Was steckte hinter der Sache? — Wo lag die Erklärung? — Etwa in dem „Où est la femme?“

Fitz hatte mich nicht zum Vertrauten gemacht, aber daß er Hetty Chester liebte, davon war ich überzeugt. Ob auch das Mädchen es wußte, ob sie seine Liebe erwiderte, darüber war ich mir noch nicht klar geworden. Ihr Herz war nicht mehr frei, das hatte ich längst erkannt, man liest das ja in den Augen eines Weibes; aber zu ergründen, wem die Liebe gilt, ist nicht so leicht. Das habe ich bei

anderen beobachtet und einmal auch an mir selber erfahren. Ich glaubte der Begünstigte zu sein, und einen harten Kampf hat's gekostet, den Irrtum zu verwinden, in dem ich befangen gewesen. Seither habe ich mich nicht mehr zum Versuchskaninchen hergegeben, bin der holden Weiblichkeit möglichst aus dem Wege gegangen und gedente als Junggefelle ans Lebensende zu kommen. Ein rollender Stein bin ich immer gewesen, an mir ist wenig Moos hängengeblieben, und wenn von dem wenigen etwas weggerissen wird, will die wunde Stelle nicht vernarben. William Fitzgerald war einer der wenigen Menschen, die feste Wurzeln in meiner Seele geschlagen, und der Gedanke, ihn verlieren zu können, tat weh.

"Wann brechen Sie auf?" fragte ich.
 "Marschorder lautet für heute abend. Ich nehme nur einen unserer Sitts mit und ein Packpferd."
 Er schaute nach der Uhr. "Halb neun; um neun Uhr reite ich ab."

"Ich werde Sie ein Stück begleiten, wir können dann ungestört alles besprechen."
 Er nickte und ging, seine Vorbereitungen zu treffen.

Kaum war Fitz draußen, da tauchte Bob Gilmore auf und fing schweigend an, uns zu helfen.

"Schrecklich!" murmelte er nach einer Weile. "ne Affenschanke ist's; finden Sie's nicht auch?"

"Ja, schmächtig!" Ich glaube er verstand nicht, wie ich's meinte. "Komme mir vor wie 'n dummer Junge," schmolkte er. "Warum läßt der Alte mich nicht fort? Warum gibt er Fitz die Chance, die dem dienstlichen Turnus nach mir gehört?"

Darauf hatte ich keine Erwiderung; mir war die ganze Geschichte zum Ekel. Ich gab die nötigen Weisungen und ließ Bob mit den Gehilfen allein.

Schlag neun Uhr schwangen Fitz und ich uns in die Sättel. Ein Duzend Offiziere waren herausgekommen, Fitz Adieu zu sagen und ihm lachend "Gut Glück" zu wünschen. Sie nahmen die Sache von der leichten Seite. Warum sollten sie auch nicht? Wie oft waren diese Männer in den Kugelregen gestürzt, wenn wir Ärzte ungefährdet hinter der Front standen. Jetzt war's halt mal umgekehrt, jetzt war die Reihe an einen von uns gekommen, dem Tode direkt ins Auge zu schauen. Selbstverständliches Soldatenlos, weiter nichts!

Fitz und ich hatten gelernt, scharf zu reiten, und scharf ritten wir in jener Nacht durch die schlafende mit Wohlgeruch geschwängerte Tropenlandschaft, der Sitts, mit dem Packpferde am Leithalter, zwanzig Schritte hinter uns. Der Boden war sandig, die Hufschläge nur als schwaches, dumpfes Ludd-ludd-tudd vernehmbar.

Ich wartete auf meinen Gefährten, das Schweigen zu brechen, der aber schaute, in Gedanken versunken, starr vor sich hin.

"Hören Sie, Fitz," fing ich endlich an, "Sie haben dem alten Herrn da keine Guttat erwiesen. Auch wenn Sie heil und gesund von Marut zurückkommen, wird er mit seinem Gewissen sich nie abfinden, keinem von uns beiden je wieder offen und frei ins Gesicht schauen können. Er hätte als Ehrenmann und Soldat es nie und nimmer zulassen sollen, daß Sie für Bob in die Bresche gesprungen sind."



Mitternacht war nicht mehr fern, als ich mit Fitz noch einen Händedruck wechselte.

und auch sonst durch Umstände und Verhältnisse zu dem Entschluß gebracht worden, die Sache auf mich zu nehmen; es sprachen da Rückzichten mit, die ich jetzt nicht erörtern kann."

Ich wollte mich nicht in sein Vertrauen drängen, ließ den Gegenstand fallen, und das Gespräch lenkte ins Geleise der Fachsimpelei. Ich wußte mehr über Cholera, hatte reichere Erfahrung in der Behandlung der schrecklichen Krankheit gesammelt als mein jüngerer Kollege und Kamerad, und wir vertieften uns gänzlich in medizinische Fragen.

Mitternacht war nicht mehr fern, als ich mit Fitz noch einen Händedruck wechselte, mein Pferd herumwarf, und nach Barrapur zurücktrabte. Unterwegs überlegte ich, was im Hauptquartier vom ärztlichen Standpunkt aus anzuordnen sein würde. Cholera in Marut, das konnte Cholera in dem ganzen Bezirk bedeuten.

Fitz schüttelte den Kopf: Sie wissen ja nicht — Er stochte, dann fuhr er fort: "Wenn ich im Kampfe mit dem Feinde unterliege, wenn sie mich zur Strecke bringen, dann lassen Sie niemandem wissen, daß Sie mich gesehen haben. Sie wollen in niemandem den Glauben aufkommen, ich sei nach Marut gegangen aus Lebensunlust. Das ist's nicht. Ich habe nicht anders gekonnt, ich bin darum gebeten."

Bald nach drei Uhr morgens ritt ich durchs Tor des Palasthofes. Die Bajonette der Schildwachen glänzten im Mondschein, und ein unbewaffneter Mann schritt barhäuptig im Hofe hin und her. Als er das Trappeln der Pferdehufe hörte, kam er auf mich zu. Zuerst hielt ich ihn für meinen Diener, erkannte aber dann Robert Gilmore. Jetzt rannte auch der Diener, der, meiner Rückkehr harrend, wahrscheinlich eingenickt und eben erst aufgewacht war, heran, mir das Pferd abzunchmen.

„Kommen Sie nach dem Lazarett,“ sagte Bob, noch ehe ich aus dem Sattel war, mit gepreßter Stimme.

„Was gibt's?“

„Ich kann's nicht sagen, ich bin noch im unklaren über den Fall.“

Wir eilten nach dem langen einstöckigen Gebäude, das für Spitalzwecke eingerichtet worden war, und dort führte Bob mich nach der Abteilung, die ich für Injektionskrankheiten bestimmt hatte. Nur eines der Betten war belegt. Der Patient, ein Gorkah-solbat, lag, das sah ich auf den ersten Blick, im Sterben. Nach kurzer Untersuchung wußte ich, woran ich war: auch in Barrapur hatte die Cholera ihren Einzug gehalten.

General Gilmore stellte jetzt seinen Mann. Alle Schwäche war abgestreift, die Sorge um den Sohn in den Hintergrund gedrängt. Ihn fern von sich auf einem gefährlichen Posten zu wissen, das hätte der Vater nicht ertragen können; mit ihm vereint derselben Gefahr ausgesetzt zu sein, war für den alten Herrn ein trostreicher Gedanke.

Robert Gilmore und ich waren die einzigen Ärzte auf dem Plage; bis geschultes Hilfspersonal von Kalkutta eintraf, mußte mit Anspannung der ganzen Nervenkraft gearbeitet werden.

Am vierten Tage hatten wir schon ein halbes Hundert Cholera Kranke unter den Händen. Etliche Offiziere und Unteroffiziere meldeten sich freiwillig zum Sanitätsdienst und auch zwei Frauen. Die erste, das junge Weib eines englischen Sergeanten, nahm ich sofort an, die zweite, Hetty Chester, wies ich ab.

„Früher oder später werden Sie mich ja doch einstellen müssen,“ beharrte die junge Dame.

„Weiß es Ihr Vater, daß Sie zu mir gekommen sind mit diesem Ansinnen?“

„Gewiß, ich komme mit seiner Zustimmung.“

Ich schüttelte den Kopf und schrieb an meinen Rapporten weiter.

„Sie brauchen Hilfe, das können Sie nicht in Abrede stellen.“

„Nein, das kann ich wahrhaftig nicht.“

„Aber mich weisen Sie zurück! — Wissen Sie, was ich tue, wenn Sie mich nicht wollen?“ fuhr sie mit fester Stimme fort: „Ich gehe nach Marut!“

„Begreifen Sie denn nicht, daß Arbeit, Samariterarbeit hier das einzige ist, was mich abhalten kann, nach Marut zu eilen oder — wahnsinnig zu werden?“

Ich legte die Feder hin und musterte das Mädchen. Unzweifelhaft war's ihr bitterer Ernst mit dem, was sie sagte.

„Gut, Miß Hetty,“ erklärte ich nach kurzem Besinnen, „teilen Sie sich mit Frau Watson in den Dienst auf Nummer vier.“

Hetty ging und ich nahm meine Listen wieder vor. „So ist's also doch Fiß!“ murmelte ich vor mich hin.

Als Robert Gilmore von der getroffenen Anordnung erfuhr, wollte er dagegen protestieren. „Das ist keine Arbeit für eine junge Dame wie Hetty Chester,“ sagte er zu mir. „Wie konnten Sie's nur zulassen!“ Und bald machte ich die Beobachtung, daß er, soweit er's einrichten konnte, die schwersten Fälle von Nummer vier fernhielt.

Das Lazarettpersonal durfte mit der Außenwelt nicht direkt verkehren, es blieb isoliert, und wenn ich auf meinen Kunden nach Nummer vier kam, war Hetty's erste Frage immer die, ob Nachrichten von Marut eingelaufen seien.

Wir hatten von dort seit etlichen Tagen nichts vernommen, ich konnte also keine Auskunft geben.

„Haben Sie denn gar keine Ahnung, wie's in Marut steht?“ fragte Hetty wieder einmal.

Ich zuckte die Achseln. „Fißgerald ist ein tüchtiger Doktor und ein ganzer Mann. Er wird seiner Aufgabe im vollsten Maße gerecht werden, aber sich selber auch möglichst Sorge tragen. Er hat nicht nur die Pflicht, er hat auch den Wunsch, sein Leben zu erhalten.“ Und ich richtete die Botschaft aus, die Fiß mir während unseres Mittes aufgetragen hatte. Ich war jetzt nicht mehr im Zweifel darüber, wen er mit dem betonten „Niemand“ gemeint hatte.

Am neunten Tage nach dem Ausbruch der Epidemie trat Bob frühzeitig in mein Arbeitszimmer. Er sah jämmerlich aus.

„Ich wünschte, ich wäre nach Marut gegangen,“ erklärte er. „Schlimmer als hier kann's dort auch nicht sein.“

Plötzlich schwankte er und fuhr, dumpf aufstöhnend, mit der Hand nach der Hüfte.

„Ich hab's!“ hauchte er mit matter Stimme.

Es war wirklich so; das Choleraespensit hatte ihn gepackt.

„Begleiten Sie mich nach Nummer vier,“ bat er.

Ich tat so und brachte ihn dort zu Bett. Frau Watson hatte eben den Dienst übernommen, erst gegen Abend kam Hetty wieder an die Reihe.

Ich sorgte für Robert Gilmore, so gut ich konnte, ich schenkte ihm mehr Aufmerksamkeit als den anderen Kranken. Handelte es sich doch hier um ein Leben, dessen Aufgabe es war, an der Rettung anderer Leben mitzuwirken. Doch der Fall war einer der schwersten, und ich erkannte bald, daß der Würgengel diese Beute sich nicht würde entreißen lassen.

Der Tag ging zur Neige, der Abend kam und mit ihm Hetty Chester.

Als sie ins Zimmer trat, leuchtete es auf in Bobs Augen. Ich glaube, er hatte sich mit Aufbietung aller Willenskraft gezwungen, so lange zu leben, bis das Mädchen um ihn sein würde, das er liebte, so wie er mit seinem leichtem, leichtsinnigen Naturell überhaupt lieben konnte.

Zehn Minuten vor Hettys Kommen hatte ich ein Billett an den General geschickt, und gegen acht Uhr trafen wir auf der Veranda zusammen. Ich durfte dem Vater die Wahrheit nicht verhehlen, ich mußte bekennen, es stehe schlimm, sehr schlimm. Er wollte ins Krankenzimmer, aber ich wehrte ab. Erst nachdem ich ihm hoch und heilig versprochen hatte, ihn beim Eintritt der Krisis sofort rufen und ans Bett des Sohnes treten zu lassen, ließ er sich zum Fortgehen bewegen.

Als ich mich umwandte, stand ich Hetty gegenüber. „Wird er sterben?“ fragte sie.

„Ja.“

„Ganz gewiß?“

„Ja, ganz gewiß!“ Sie schaute mich eine Weile un schlüssig an, wie wenn sie gern noch etwas gesagt hätte, aber sie schwieg.

Ich war aufs äußerste erschöpft und ließ mich in einen bequemen Lehnstuhl auf der Veranda fallen. „Ich möchte gern ein Stündchen ruhen,“ erklärte ich.

„Thun Sie das,“ stimmte sie bei. „Sie haben's nötig.“

„Rufen Sie mich, wenn's zu Ende geht.“ Sie nickte und ließ mich allein. In der nächsten Minute war ich fest eingeschlafen.

Ich mußte lange geschlafen haben, denn als ich, ich weiß nicht durch was, ermuntert wurde, war's Nacht geworden; im Hofe draußen alles still.

Ich sprang auf und trat an das bis zum Boden reichende offene Fenster und schaute ins Krankenzimmer. Überrascht prallte ich zurück.

Hetty kniete neben Bob Gilmores Bett. Sie hatte sich über ihn gebeugt, und ich sah, daß sie ihn küßte.

Die erste Überraschung machte bald der Bewunderung Platz, als mir das Verständnis für die Szene aufdämmerte.

Hetty hatte mit weiblichem Instinkt längst herausgeföhlt, daß Bob sie liebte, und jetzt wollte sie ihm die letzten Augenblicke versüßen, wollte ihn in dem Glauben an Gegenliebe sterben lassen.

Ich zögerte nicht länger und ging hinein. Das Mädchen wandte sich um und warf mir einen berebten Blick zu. Lange konnte es mit dem Kranken nicht mehr dauern, das Lebenslicht war dem Verlöbchen nahe. Ich rief eine der Schildwachen im Hofe an und gebot dem Manne, schleunigst den General zu holen.

Noch während ich sprach, hörte ich Hufgetrappel. Ein Sittl ritt durch das Thor, und ich rannte ihm entgegen. Der Reiter saß ab, salutirte und überreichte mir ein seinem Turban entnommenes Schriftstück.

Ah! Endlich wieder einmal Nachricht von Marcell! Ich trat unter die nächste Laterne und las. Die Note war von Fitz geschrieben und enthielt nur wenige Worte: „Wir haben den Bürgengel besetzt. Alles geht gut hier. Ich komme, in Barrapur zu helfen. Werde dort sein bald nach dem Überbringer dieser Zeilen, dem ich in einer Stunde nachtreite.“

Auf dem Rückwege zum Lazarett überholte mich der General, zusammen traten wir an das Bett des Sohnes und schweigend standen wir beiden Männer und das Mädchen dort, das Ende zu erwarten.

Bob Gilmores Augen schweiften unstill in der Runde, auf Hetty blieben sie haften; sprechen konnte er nicht mehr.

Da wurde der Vorhang eines Fensters von draußen zur Seite geschoben und Fitzgerald trat leise herein. Mir nickte er zu, mit Hetty wechselte er einen langen Blick. Der General, der mit gesenktem Kopfe den sterbenden Sohn anstarrte, hatte noch gar nicht bemerkt, daß wir jetzt zu viert das Bett umstanden.

Ein schwaches Zucken ging durch den vor uns liegenden Körper, die Augen brachen.

„Es ist vorbei,“ flüsterte ich, nachdem ich die Hand auf die Brust Robert Gilmores gelegt hatte.



Hettys blondes Köpfchen schmiegte sich an Fitzgeralds Brust.

Der General blickte auf und gerade in Fitzgeralds Gesicht. Eine Weile schauten die beiden sich an den Grund der Seelen, — was sie da lasen, ging nur sie an.

Als ich mich anschickte, den schwankenden alten Herrn hinauszuführen, lagen die Hände der zurückbleibenden jungen Leute ineinander; Hettys blondes Köpfchen schmiegte sich an Fitzgeralds Brust.

Robert Gilmore war der letzte, der dem Bürgengel erlag, die Seuche hatte ausgetobt. Neue Fälle

kamen keine mehr vor, die noch im Lazarett liegenden Kranken genasen, in ein paar Wochen bewegte sich in Barrapur wieder alles im alten Geleise.

Der stolze Radscha nahm schließlich Vernunft an und fügte sich freiwillig den Wünschen der englischen Regierung. General Gilmore war und blieb ein gebrochener Mann; er hat den Tod des Sohnes nicht lange überlebt.

Arthur Chester kam um einen Jahresurlaub ein und reiste mit seiner Tochter nach England; dorthin folgte einen Monat später der ebenfalls beurlaubte Fitzgerald, und dort sind die beiden getraut worden, die am Sterbebette Robert Gilmores fürs Leben sich gefunden hatten.

**Das
Wunder
der heiligen
Emerentia.**

Von
Hermine
Schützinger.

vor vielen Jahren, damals, als man noch an Wunder glaubte, stand auf dem einsamen Holzhauser Berg unter der breitästigen



Linde ein weißgetünchtes Wallfahrtskirchlein. In dem spitzen, neugierigen Glockenturm hing ein helles Glocklein. Das bimmelte und sang gar oft vergnügt in die lauen Sommerabende hinein, und war es einmal besonders übermütig — flugs — sprang es an das runde Schalloch und streckte unter dem eisernen Rost seinen zierlichen Fuß hinaus.

Dann nahmen die Burschen in Feldmergelsing die Hute ab, und die Jungfrauen von Kreuzstachelthal falteten unterm Melken die Hände und beteten andächtig ein Ave Maria. Feldmergelsing und Kreuzstachelthal waren nämlich zwei schmucke Dörfer, das eine rechts vom Holzhauser Berg, das andere links im Thal. Bei der heiligen Emerentia fanden sich die Einwohner der beiden verlassen Nestler alle Sonn- und Feiertage friedlich ein. Sie war ihre gemeinsame Schutzheilige, und wenn im August die überreifen Goldwellen der Felder in lastender Schwüle am Berg hinaufwallten und aus den Höfen das erwartungsvolle Klirren der Sensen klang, dann verließ die Heilige auf den Schultern von sechs Jungfrauen ihren tühnen Schutzort und wandte durch die rascheln-

den Ähren und über die thymiangeschwängerten Wiesen, um die Arbeit ihrer Kinder zu segnen. Auf ihrem Scheitel hatte sie einen Kranz aus blauen, sternbüschligen Zyanen und vollroten Mohrrosen stecken. Ihr voraus gingen die Fahnenräger von Feldmergelsing und Kreuzstachelthal. Beide hielten eine zwanzig Meter hohe Fahnenstange, an deren Spitze ein gesticktes Fähnlein mit goldenen Quasten flatterte. Die Stangen bogen sich oft und schwannten, als wollten sie jeden Augenblick auf die Bauern heruntersinken. Aber diese gingen schweren Trittes gleichmäßig ihrer Wege. Die Fahnenstange war schon seit vielen Jahren der größte Stolz ihrer Dörfer. Von weit und breit lief man zusammen, um die Prozession zu sehen. Mit der Zeit mußten zwei starke Burschen hinter den Trägern gehen und mit einer Hand sie am Kragen festhalten, sonst wären sie schon öfters unter der unruhigen Last umgesunken.

Die Heilige sah mit ihrem gütigen, ein wenig starren Lächeln zu. Gesah es doch nur ihr allein zu Ehren. Die baumelnden Quasten, hoch dort oben in der blauen Luft, waren auch zu schön. Fast glichen sie goldenen Lerchen. Dort am Feldrande, wo die großen Eichbäume wurzelten und das Wickenfeld von rotvioletten Schmetterlingsblüten förmlich überwuchert war, machte die Gemeinde Halt. Der Herr „Koprater“ las eine Messe ab und die Jungfrauen sangen das Lied vom flammenden Herzen der heiligen Emerentia. Dabei knisterten ihre wachstgetränkten Kerzenschleifen, und die kleineren Mädchen streuten Heu und abgerissene Studentenmägelein auf den Weg.

Dann ging der Zug wieder einträchtig den Berg hinauf. Die Burschen beleten den Rosenkranz und blickten verstohlen auf die Schürrenbänder der Jungfern, die, steif gestärkt, wie lecke Flügel auf den schwarzen Kleidern steckten. Die heilige Emerentia aber thronte majestätisch über allen und ging sichtlich zufrieden mit ihrer Mission in ihr Kirchlein zurück.

Nachher kamen die Feldmergelsinger und die Kreuzstachelthaler in einem gemeinsamen Wirtshaus zusammen, und gegen Abend rauchten oder tanzten sie — je nachdem.

Das ging so viele Jahre, und die heilige Emerentia hatte ein schönes, friedliches Leben, so wie es eben nur gebenedeite Heilige führen. Sie brauchte ja nichts zu tun als zu lächeln und die Hände auszustrecken, und dafür bekam sie alle Jahre ein neues, goldenes Gewand und viele wächserne Füße, Hände und Augen. Am Sonntagmorgen schwang ihr der kleine Ministrant von Feldmergelsing den silbernen Weihrauchfessel, und der Herr Lehrer von Kreuzstachelthal saß hinter dem hölzernen Posaunenengel auf der Orgel droben und spielte fromme Weisen in dem alten, knarrenden Gestühle. War es gar ein blauer Sonntag im Mai, so stellte man ihr silberstreckte Birken um den Altar und die zitternden, jungen Blätter dufteten gar lieblich zu Ehren der guten Heiligen.

Eines Tages im Herbst jedoch brach ein hartnäckiger Streit aus zwischen den Feldmergelgängern und den Kreuzstachelhalern. Es handelte sich um eine große, schöne Waldwiese zwischen den beiden Dörfern. Die Feldmergelgänger behaupteten, mehr Recht darauf zu haben als die Kreuzstachelhalter. Man ging zum Notar nach Wolfratshausen, kehrte jedoch zurück, ohne sich geeinigt zu haben. An Hezern hüben und drüben fehlte es nicht. Der Streiteufel saß diesmal den Bauern böß im Nacken.

Der Herr „Koprater“ versuchte alles, um seinen sonst so mächtigen Einfluß geltend zu machen. Seine fleißig ausgetüftelten Argumente prallten ebenso ab, wie die stets bereitgehaltenen wuchtigen Drohungen.

Schließlich mußte es die heilige Emerentia erleben, daß bei der Sonntagsmesse die Bärenwieser Wab'n, ein zahlreiches Schwammerlweib, als einzige Feldmergelgängerin in der Kirche kniete, während auf der Kreuzstachelhalter Seite bloß der halbblahme Hadltoni kauerte, der älteste Knecht des Dorfes, der beim Huberbauern das Gnadenbrot aß.

Da schlug der Herr Lehrer zornig den Orgeldeckel zu, und der Herr „Koprater“ riß zehrend die Stola und das gestickte Meßgewand herunter. Am nächsten Tag wollte er sich in die Postkutsche setzen und nach München fahren, um höherenorts die Sache wieder ins Geleise zu bringen. Das schien jedoch länger zu dauern, als er dachte, und in dem vereinsamten Kirchlein weinte und klagte die verlassene Heilige um ihre verblendeten Schülinge. Kein Kreuzstachelhalter und kein Feldmergelgänger kam mehr herauf, aus lauter Angst, einen Bauern vom andern Dorf zu treffen. So legte sich nach und nach ein feiner Staub über die symmetrischen goldenen Falten der Heiligen. Das friedsame, ewige Licht flackerte noch ein paarmal auf und erlosch, denn kein Mesner goß Öl auf das zuckende Döchtlein.

Santa Emerentia kam die große Einsamkeit entseßlich vor. Sie sehnte sich nach Weisrauch und Orgelspiel und nach den in dumpfer Ehrfurcht erschauernden Bauern. Statt ihr Schicksal mit Würde und Fassung zu ertragen, weinte sie oft wie ein Kind. Sie hätte gern alle wächsernen Füße und Hände zurückgegeben, nur um wieder ihre Kinder um sich sehen zu dürfen.

So war allmählich der Winter hereingebrochen. An den Kirchenfenstern spannten sich von einem Bleigestäng zum andern lauter zackige Eisblätter. Sternblumen sprangen dazwischen heraus wie überreife Distelköpfe mit vielen stiegenden Samentörnern. Zuweilen in der stillen Nacht, wenn der Mond durch die Altarfenster trübe Lichter auf den Boden malte, knisterten und tickten die Kristalle leis und fein. Aber die Heilige hielt ihr goldenes Gewand ans Gesicht gepreßt, und die Tränen rannen darüber herunter wie lauter bleiche Wachspenlen. —

Den Holzhauser Berg herauf lag meterhoher Schnee. Ein paar Raben flogen krächzend darüber, und ihre schweren Flügel hinterließen manchmal weiße, kleine Rillen. Die beiden feindlichen Dörfer

lagen tief, samtweich eingebettet im Thal. Wenn nicht am Mittag ein blauer, kräuselnder Rauch aufgestiegen wäre, hätte man glauben können, sie schliefen. Aber ihr Haß glimmte unentwegt weiter unter der Winterdecke. Nur ein Wunder konnte ihn ersticken.

Wenn ein Kreuzstachelhalter einem Feldmergelgänger beim Holzlesen oder bei den Wildständen begegnete, so spuckte ein jeder aus und drehte dem andern wild den Rücken zu. Es war ein böser, heidnischer Geiß über die Bauern gekommen. Aber der Herr „Koprater“ wollte es ihnen schon zeigen. Auf Weihnachten würde er mit dem Bischof erscheinen und dann sollten die Dörfler ihre Wunder erleben. Jene hörten die Nachricht, die ihnen der hintende Briefträger von Wolfratshausen überbrachte, mit spöttischem Achselzucken an. Wenn das Wunder nicht vor ihren eigenen Augen passierte, so konnte sich sogar der Bischof umsonst bemühen.

In einem der hintersten Häuser von Feldmergelgung nun lebte die Steckenbäuerin mit ihrer Tochter, der blonden, rotbackigen Rosina. Die Rosina war eine gar fromme Jungfrau. Sie hatte sich bei der letzten Kirra von Kreuzstachelthal ein Holzbild der goldenen Emerentia gekauft, und wenn ihr etwas auf dem Herzen lag, so kniete sie davor nieder und betete recht inbrünstig zu der lächelnden Heiligen. Die Heilige war ihr auch wohl gewogen. Sie ließ



Wenn ihr etwas auf dem Herzen lag, kniete sie vor dem Holzbild nieder.

die Ruh der Steckenbäuerin öfters glücklich kalben, und als das gute Tier alt wurde, löste die Rosina auf dem Viehmarkt eine recht hübsche Summe dafür. Die Heilige tat noch mehr. Sie verschaffte ihr auf ihr unausgesetztes, drängendes Bitten sogar einen

Schoß. Und das war kein Geringeres als der Xaver des Hintermüllers drüben in Kreutzstachelthal.

Aber nun waren böse Zeiten über die Liebenden hereingebrochen. Die Rosina lag oft am Abend vor dem Bild der Heiligen und versprach ihr hoch und teuer einen recht dicken Wachsstock, wenn sie ihr nur ihren Xaver wieder verschaffen wollte. Dabei rang sie verzweifelt die Hände und schneuzte sich oft, denn es war kalt in dem kalten Kämmerlein. Der Xaver seinerseits warf sich nachts unruhig in seinem Bett herum und träumte von jenen Zeiten, da er die

Gutern gezogen, bis der weiße Strahl auf den Boden des blankgeschuerten Kübels trommelte. In einem unversehenen Augenblick jedoch hatte er das derbe Mädchen in den Arm gedrückt und ihr einen schallenden Kuß gegeben. Sie mußten beide daraufhin so sehr lachen, daß die Steckenbäuerin mit der Laterne kam und ihnen verwundert ins Gesicht leuchtete.

Am Abend vor Weihnachten hingen graue Schneewolken über dem Wallfahrtskirchlein, und bald fing es leise an zu schneien. Die Rosina kniete wieder zitternd vor dem Heiligenbild. Da durchfuhr sie ein blitzschneller Gedanke. Ganz gewiß erhörte sie die Heilige nicht, weil sie so lange nicht mehr oben in der Kapelle gebetet hatte. Rasch sprang sie auf, nahm ein wollenes Tuch und eine Laterne, und als die Steckenbäuerin zwischen den rotharierten Rissen schnarchte, stapfte sie heimlich in dem tiefen Schnee den Holzhauser Berg hinauf. Ein scharfer Wind strich ihr entgegen und machte ihre Augen tränen. Aber sie watete unverdrossen weiter. Bei jedem Schritt sank sie bis über die Knie in die flaumige Masse. Vielleicht hatte die Heilige nun gerade deshalb ein Einsehen.

Endlich war sie, halb krabbelnd und rutschend, droben angelangt. Das Haar hing ihr aufgelöst in dicken Strähnen um die Backen, und die Schneesterne schmolzen und rannen daran herunter. Mit zagendem Herzen ging sie zur Türe. Die stand halb angelehnt und eine kalte Zugluft strömte ihr entgegen. Jesus Maria! Vor den Füßen der Heiligen brannte ein trübes Öllicht. Das strich in vielen Schatten an ihrem goldenen Gewand hinauf und machte ihr hölzernes Lächeln zu dem eines lebenden Gesichtes. Die Rosina blieb atemlos stehen. Ihr Busen hob und senkte sich in stiegenderm Jagen. Ihre Augen suchten heiß im Dunkeln. Dort hinten in der Ecke kniete eine menschliche Gestalt. Der Schreck fuhr ihr in alle Glieder. Sie suchte am Rosenkranz herum und bekreuzte sich wohl zwölfmal. Aber dann stieg doch etwas wie Neugier in ihr auf. Vorsichtig schritt sie den Gang vor. Da erhob sich die kauernde Gestalt, und „Jessas! D' Rosina!“

„O heilige Emerenz! Mei Xaver!“

Die Heilige hatte die Hände segnend ausgestreckt. Sie freute sich ja so sehr, daß wenigstens zwei Menschenkinder den Weg heraufgefunden hatten. Aber dann mußte sie die Augen schließen. Was da vor ihren Füßen auf dem harten Betschemel sich abspielte, ziemte sich nicht für die Augen einer geweihten Kirchenheiligen. Da sah der Xaver wie einstens auf dem Stütschen im Stall und die Rosina hatte ihr glühendes Gesicht auf seine Schultern gepreßt. Er strich ihr zuweilen mit der Hand täppisch auf den Nacken und flüsterte: „Daß i bi nur wieder hab', Rosinerl! Siegst — böß is also aa d'r Heilig'n ihr Verdienst. I hab' mir allwei' dentt, 's Bet'n drunt nützt nix. Muast amol aufsteig'n und 's drob'n probier'n.“

Endlich standen die beiden auf. Über Rosina war plötzlich der Gedanke gekommen, daß sie sich



„Jessas! D' Rosina!“

Rosina noch ungeführt küssen und in die Backen weiden durfte. Doch die beiden Dorfbürgermeister hatten geboten, daß jeder Verkehr zwischen Feldnergelesing und Kreutzstachelthal aufhöre, und der Gemeinbediener schnüffelte nur zu eifrig nach.

So rückte Weihnachten merklich näher. Die Rosina stand von früh bis nachts mit aufgetrempelten Armen vor dem mehلبestaubten Vactrog und buk Birnenrot und süße Zelten. Wenn ihre muskulösen, trebspoten Arme in den Teig hineinfuhren, fiel manch alziges Tränlein mit unter die Weinbeeren und Pusteln.

Der Xaver half nur verdrossen in der Mühle eines Vaters mit. Er dachte meist ans vergangene Jahr. Da war er eines Abends zu der Rosina in den dunklen, feuchtwarmen Stall geschlüpft, um ihr melken zu helfen. Er hatte sich zu ihr auf einen niederen Schemel gesetzt und kräftig an den

an einem geheiligten Ort befanden. Sie rückte rasch ihr Nieder zurecht und knixte etwas verlegen vor der Heiligen. Dann nahm sie zum Andenken an die Stunde eine von den grellroten Papierrosen mit, die in einer grüngelbten Moosgirlande die Nische der Heiligen umgaben.

Stumm wölbte sich draußen der unendliche, weite Himmel über den schlafenden Dörfern. Aus dem Sternengewimmel schnellte dann und wann in weitem Bogen eine blizende Schnuppe und verlosch lautlos in der schwarzen Nacht. Die knorrige Linde vor dem Wallfahrtskirchlein hatte an jedem Astlein kristallene Schichten angelegt. Ihr dicker Stamm warf einen blauen, gigantischen Schatten auf das Schneefeld. —

Das große Wunder der heiligen Emerentia — es war geschehen. Die Heilige ist in der kalten Winternacht den Berg heruntergewandelt, zuerst nach Feldmergelting und dann nach Kreuzstacheltal. Ein verirrter Hüterbub, der die Straße am Eichenwäldchen daherkam, hat sie gesehen. Sie trug einen langen, silberdurchwirkten Schleier und wandelte groß und mächtig mit zwei brennenden Kerzen durch den Schnee. Vom Himmel fielen hundert blizende Sternschnuppen herunter und die schlossen sich über ihrem Haupte zu einem blendenden Heiligenschein. Ihr goldenes Faltenengewand war mit lauter Rosen übersponnen, und als sie ins Dorf trat, da fing das Glöcklein oben von selbst an zu läuten. —

Der Hüterbub warf sich erschauernd in den Schnee, und als er aufblickte, war sie verschwunden. Aber im Morgengrauen unterschied er eine schmale Spur den Berg herunter bis zum Haus der Steckenbäuerin. Nun rannte er von Hütte zu Hütte, und eine große Schar aufgeregter Weiber klopfte die Rosina heraus. Und die Rosina — o Wunder — wußte jedes Wort noch, das die himmlische Erscheinung zu ihr im Traum gesprochen. Es waren lauter Worte des Friedens und der Veröhnung, welche die Weiber heulen machten und die Männer verlegen vor sich hinblicken hießen. — Als die Sonne höher stieg, da fanden die Mädchen von Feldmergelting eine glutrote Rose im Neuschnee.

Gepriesen sei die hehre Emerentia! Sie vollbrachte in jener Nacht ein zweites Wunder. Sie ließ aus ihrem silbernen Schleier lustige, dicke Flocken taumeln — auf eine zweite Fußspur, die ganz dicht neben der ihrigen herlief — bis — an die Kammer der Rosina. Aber von diesem Wunder wußten nur zwei Menschen etwas. Und die schwiegen.

Als der Herr „Koprater“ und Seine Hochwürden der Herr Bischof am Weihnachtsabend im klingenden Schlitten von Wolfratshausen herüberkamen und ein jeder schweigend seine blizenden Donnerworte memorierte, da sahen sie in den Kirchenfenstern am Holzhauer Berg einen hellen, breiten Schein fluten. Drinnen spielte der Lehrer von Kreuzstacheltal eine gar liebliche Weihnachtsmelodie, und in dem Betstühlen knieten lauter einträchtige Feldmergeltinger und Kreuzstacheltaler und warteten auf den Herrn

„Koprater“, damit er ihnen die Messe lese. Und die heilige Emerentia lächelte dazu und hielt ihre Hände segnend über ihre wiedergefundenen Kinder.

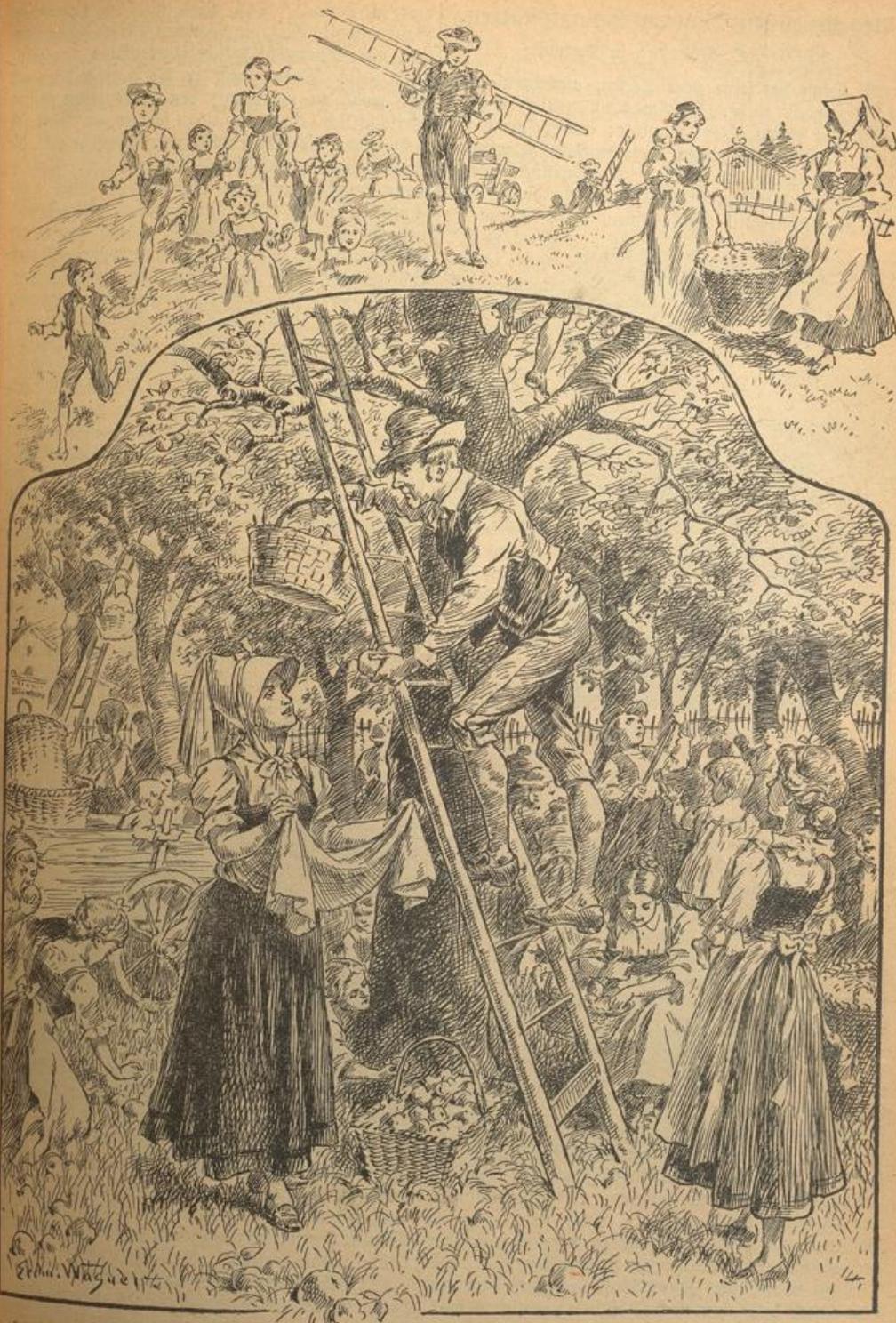
Osterte.

Mutter, Mägde, Knechte, Kinder!
Heute wollen wir die Birnen
Und die reifen Äpfel pflücken!
Gut besorgt sind Ros und Kinder.
Drum beeilt euch, Burschen, Dirnen;
Kommt, zu pflücken gibt's, zu bücken.
Hakt die Leitern von dem Siebel,
Säcke schafft und Korb und Kübel,
Kommt, die rotgebräunten Wangen,
Die so schön im Grünen hängen,
Will ich euch herunterlangen.

Ha, die Bande! Weit voraus sind
Schon die Tini und der Marten,
Hinterdrein die Schulkamraden,
Nachbarskinder. Mancher Sauswind
Ist dabei, der in den Garten
Eigner faust sich eingeladen.
Lehnt die Leitern! Mir gebt eine!
Toni, nimm die Baby-Kleine
Auf den Arm und hab vor allen
Acht, daß ja nicht von den drallen
Früchten auf den Kopf ihr fallen.

Nehmt das Körbchen hier hinunter;
Leert es, ohne sehr zu pressen,
In den großen Korb am Wagen.
Heda! Marten, nicht zu munter!
Jedes kann nach Lust hier essen,
Und du darfst den Franz nicht schlagen.
Mutter, breite doch die Schürze
Aus; zwei Äpfel, voll der Würze,
Möcht' ich dir nur anvertrauen.
Prächtig, wie Natur zu bauen
Sie verstand, aus Licht und Tauen.

Wilhelm, höher euch zu wagen,
Raf' ich nicht, der Ast kann brechen.
Eieber wollen wir die obern
Schütteln. Hilf der Toni tragen,
Marten! Brecht doch mit dem Recken
Nicht den Zweig! Genug erobern
Könnt ihr noch, und alle Taschen
Füllen und vom Besten naschen,
Wenn für alle meine Gäste
Wilhelm schütteln wird die Äste.
Erntetag gleicht frohem Feste!



Lebter Hinfender Pote für 1911.

Des deutschen Bauern Heimatsstätten.

Von Dr. D. Doering in Dachau.

Alles Ding hat seine zwei Seiten, manchmal auch noch ein paar mehr. Da war ich neulich einmal wieder mit einem alten Bekannten ins Gespräch geraten, — er ist in einem mitteldeutschen Dorfe ein Bauer und mag sich auch gern so nennen hören. Legt keinen Wert auf die Anrede Landwirt oder Stkonom. Und weil er bei seinem alten Stolze beharrt, so ist's wohl zu erklären, daß er auch oft ein tüchtiges Wort für die Trefflichkeit der guten alten Zeit einlegt. Sonderlich jener, die seine Vorfahren seit Jahrhunderten auf demselben Hofe durchlebt haben, wo er heute noch sitzt, im selben Hause sogar.



Strasse in Arenshausen (Kreis Heiligenstadt).

Die Jahreszahl 1526 daran. Und dies hat damals ein Urahn gebaut, nachdem ein noch viel älteres an selber Stelle niedergebrannt war. Wer das Alter seines Geschlechts in so ferne Vergangenheit mit Ehren zurückverfolgen kann, wie möchte es ihm verdacht werden, wenn er sich manchem Herrn von Adel ebenbürtig dünkt, und stolz und ein wenig einseitig dabei ist. Die Zeit der guten, tüchtigen Altvordern ist ihm kurzweg die gute, alte Zeit. Sie bleibt es für ihn auch, mag gleich mein alter Freund, da ich ihm mit Beweismaterial zu Leibe rücke, widerstrebend einräumen, daß es nicht in allen Stücken mustergültig zugegangen ist. Dennoch haben seine Vorfahren schwere Zeiten zu überstehen vermocht, und gerade damals dies schöne Haus gebaut, das noch jetzt steht, als eben der Sturm des Bauernkrieges über Deutschland hingebraust war. Er hatte Schaden genug getan und doch noch lange nicht so viel, als nachher der Greuel des Dreißigjährigen Krieges. Nur wenige Bauerngeschlechter in deutschen Landen sind imstande gewesen, all solchem Unheil und Anprall standzuhalten. Auch selbständig zu bleiben und den Rücken nicht zu beugen gegenüber der zunehmenden Willkür der Landesfürsten, die fast alles zu unwürdiger Knechtschaft brachten, was auf dem Lande bis dahin noch selbständig geblieben war. Und zuletzt kamen gar noch die Franzosen, um Kehre-

aus zu halten. Das alles ist über die deutsche Bauernschaft, über die deutschen Dörfer dahingegangen, und gleichwohl spricht jener Mann von guter, alter Zeit! Dabei weiß er die Vorzüge der neuen sehr wohl zu würdigen, den Nutzen, den sie ihm wirtschaftlich bringt, genau zu schätzen, verschließt sich nicht gegen die Erkenntnis, wie brauchbar z. B. die neuen landwirtschaftlichen Maschinen sind. Hat sich sogar verschiedene davon für schweres Geld angeschafft. Er hat es ja dazu, gottlob. Aber deshalb widerspricht er sich keineswegs. Denn auch er hat seine Kenntnisse von der Heimat, von ihren Bräuchen und Sitten, von ihrer Geschichte. Zumeist zwar weiß er nur, was sich in neuen Zeiten zugetragen hat, bis hinauf zu dem, was der Großvater noch erlebt und berichtet hat. Und das verschmilzt mit seinen eigenen Jugenderinnerungen. Noch sieht er sich zwischen diesen Gärten und Hecken als Bubbe herumtoben. Dort in jenem Hofe wohnte sie, die er als sein Weib heimggeführt hat. Dort auf dem Anger unter der Linde hat er mit ihr getanzt. Und vom Turm des Kirchleins, das fast so alt ist, wie es eine deutsche Geschichte gibt, haben die Glocken festlich und feierlich in sein Leben hineingeklungen. Wüßte er von deutscher Dichtung, er verstünde wohl den tiefen Sinn, den unser Schiller aus ihrem Klange, aus ihrem wechselvollen Gesänge herausgehört hat. Aber das weiß mein alter Freund, daß sein Dorf in all seiner ursprünglichen Gestalt ihm teuer ist, und er hat es auch bewiesen. Es war ein harter Kampf, den es unlängst gegeben hat, als die Kirche abgerissen werden sollte, und sie eine neue bauen wollten, nicht einmal an dem alten Platz, sondern draußen vor dem Dorfe, wo sie nichts zu suchen hat, und hätte er nicht sein ganzes Ansehen eingelegt, so wäre es auch geschehen. Ich muß auch noch lachen,



Gasthof zum Adler in Steinach i. R. (Boden).

wenn ich daran denke — er hat es mir in seiner kräftigen Art geschildert — wie er einmal einem biedermännisch dreinschauenden Herrn hebräischer Abkunft hinauskomplimentiert hat, der bei ihm nach Möbeln und Hausrat alter Zeit fragen kam. So steht dieser Mann da als Verkörperung alten Herkommens, alten Bauernstolzes, unverfälscht sich selbst und seiner Art getreu. Ein tüchtiger, ein

finger Mann, auch darum, weil er gern bereit ist, anderer Leute geistige Überlegenheit anzuerkennen, und nur für eins ohne Verständnis — für die Pietätlosigkeit, die rings um ihn sich zu verbreiten beginnt. Mitten in die Dorfstraße hat einer von den reichen

Bauern sich ein Wohnhaus setzen lassen, das er in prächtigem Tone seine „Villa“ nennt, ein Ding mit einem Giebel aus gelbem Sandstein, die Mauern aus roten Ziegeln. Niemand im Dorfe besitzt bis jetzt so etwas. Vorn ist ein Gärtchen, von einem dünnleibigen, eisernen Zaun eingefast, darin sind mit gelbem Sand bestreute Wege. Die sind so krumm gezeichnet, wie kein Bäder seine Breteln schöner machen kann. In jeder Ecke steht eine Moe-



Bauernhaus in Reitzengeschwendt (Prov. Sachsen).

spflanze aus Blech, und gar in der Mitte ist ein Springbrunnen mit einem Gnom. Auch ein Reh fehlt nicht, das ganz vollkommen wäre, wenn es nicht aus Ton bestände und mit Blarbe bemalt wäre. Das Vorbild dieses maßgebenden Dorfbewoh-

ner hat auch einige andere nicht rauben lassen. Auch sie haben statt ihrer altväterlichen Häuser Neubauten errichtet, doch da es am Gelde gefehlt hat, sie nicht verputzt, und begnügen sich damit, sie in unsterblichem Zustande stehenzulassen. Der freundliche bedrängte Herr hat bei ihnen williges Gehör gefunden. Zwar zahlte er spottwenig für die alten geputzten und bemalten Möbel, Teller und Schüsseln, aber dergleichen ist ja auch unmodern. Und das Geld reichte darnach gerade, um in der Stadt im Warenhause zeitgemäße Dinge zu erstehen. Man hätte keinen Grund, mit ihnen unzufrieden zu sein — im Gegenteile, sie sind ja so



Gehöft in Neundorf bei Suhl (Thüringen).

Heimat! So sehr auch die Landflucht um sich greift, er ist doch immer noch vorhanden. Ich weiß ein Dorf an der Elbe, dort steigt alljährlich das Wasser des Flusses gewaltig. Einen Meter hoch steht dann wohl die Flut in der Dorfstraße und plätschert in

modern, ganz großstädtisch — wenn nicht leider an einem Stuhl schon ein Bein ab wäre, und die Schranktür besser schlösse. Über das alles spricht mein alter Freund mit Bitterkeit. Das Schlimmste aber ist, daß in den letzten Jahren eine Anzahl kleiner

Leute ihr bescheidenes und hübsches Hab und Gut verlassen haben, um nach der unfernen Stadt überzusiedeln. Die Frau des einen von diesen war neulich einmal wieder draußen und erzählte, in welcher Weise ihre Lage sich seitdem verändert habe. Auf dem Dorfe hatten sie ehemals ein Häuschen für sich mit einem Garten ringsum, auch etwas Kartoffelland fehlte nicht. Alle Jahr hatten sie ihr Schwein fett gemacht und ihre Hühner und Gänse gut

in einem Stadtviertel in einem Hofgebäude eben imstande, so viel Mietgeld aufzubringen, als für eine Stube und Kammer nötig ist. Dem Manne ist die Sache ziemlich gleichgültig, aber seiner Frau nicht. Betrübtschlich sie über den alten freundlichen Dorfsanger, ihre blaßwangigen Kinder hinterher. Man sah ihnen die Entbehrungen an. Der Boden der Heimat ernährt sie nicht mehr. Der mittelmäßige Verdienst in der Stadt geht durch teure Preise dahin und für allerlei früher unbekannte Luxusausgaben und fade Vergnügungen, die der Ehegatte sich leistet.

Wie hoch, wie edel ist der Hang zur Heimat! So sehr auch die Landflucht um sich greift, er ist doch immer noch vorhanden. Ich weiß ein Dorf an der Elbe, dort steigt alljährlich das Wasser des Flusses gewaltig. Einen Meter hoch steht dann wohl die Flut in der Dorfstraße und plätschert in

den Häusern. Dann ziehen die Bewohner ins Bodengeschloß, können auch nicht in die Kirche gehen, weil um die Bänke das Wasser fließt. Und doch behalten sie ihre Heimat lieb, murren nicht und ziehen nicht fort. Denn es ist ja die Stätte ihrer Vorfahren, der Ort, wo sie selbst geboren und erwachsen sind. Und darum ist dies Dorf für sie schön, mögen es auch andere Leute nicht einsehen.

Ob der Heimatsort klein oder groß ist, arm oder reich, ob die eigene Scholle weit und breit ist oder



Waffenweiser am Kaiserstuhl (Baden).

nicht, und ist sie auch noch so winzig, dennoch ist der Mann, dem sie gehört, auf seinem Grunde ein Herr. In der Stadt aber wird er ein gleichgültiges Mitglied der ganzen Masse. Daß aber der Antrieß, das Dorf zu verlassen, nicht überhandnehme, dazu ist es sonderlich nötig, es vor Entstellungen und äußerlichem Verderb zu schützen. Einfachheit und Schlichtheit, wo sie wohnen, da wohnt auch tüchtiger Sinn, der seinen eigenen Wert kennt. Verschleppt sich städtischer Tand und falsche Eleganz aufs Dorf, so ist's ein Zeichen, daß die alte Tüchtigkeit vor dem modernen Scheinwesen in Anfechtung gerät. Unser Bauernstand ist eine der wichtigsten Stützen unseres deutschen Staatswesens. Darum soll er treu bedacht sein, seine Eigenart zu wahren. Sie trägt einerlei große verwandtschaftliche Züge im ganzen weiten Vaterlande, mag sie auch in den vielen Volksstämmen mannigfaltig genug sein. Die deutsche ländliche Siedelung, das deutsche Dorf ist von all diesen Eigenarten das Spiegelbild.

In den einsamen weiten Flächen des deutschen Nordwestens liegen seit uralten Zeiten die vereinzelt Höfe. Rings dehnt sich das braune Heidefeld, dunkle Nadelgehölze unterbrechen die Einförmigkeit. Hier und da ragt eine kleine Kirche, aus Findlingssteinen erbaut. Einsam träumt der schlichte Hof. Alles Leben von Mensch und Tier, auch die Ernte ist unter einem Dache vereinigt. Durch den großen Eingang betritt man den langgestreckten Raum, der die Diele genannt wird. Rechts und links steht das Vieh und blickt die Ankömmlinge verwundert an. Am Ende der Diele ist der Herd, an dem die Haus-

frau ihren Platz hat, dahinter sind die Wohnräume. Häuser dieser niederländischen Art finden sich nicht selten auch gesellig in Dörfern vereinigt. Denn auch im deutschen Nordwesten gibt es schon seit Urzeiten geschlossene Dorfanstadelungen, die ja auch vielerlei Vorzüge vor der vereinzelt Lebensweise haben. Schon wegen der leichteren Verteidigung. Viele Dörfer sind mit Befestigungen umgeben, oft mit Zäunen, mit Hecken, manchmal auch mit Wall und Graben. Dann nützt das gesellige Wohnen auch für die gemeinschaftliche Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten. Die Kirche und der Platz mit der Dorflinde, unter der man Gericht gehalten und sich beraten hat, sind dicht beieinander, und in begreiflicher Nähe steht dann auch das Wirtshaus. Ob es ein solches im deutschen Dorfe von jeher gegeben hat, ist übrigens gar nicht gewiß, denn der Bauer hat sich seinen Wein und sein Bier selbst zubereitet. Wie kurz ist es überhaupt her, seit es noch Bauernhöfe gab, die fast nichts kauften, sondern für alle und jede Lebensbedürfnisse selbst sorgten.

Wir wandern weiter und sehen an der unteren Elbe die friesischen Dörfer mit ihren Fachwerkhäusern. Ein großes Strohdach zieht sich drüber hin, bunte Ziegelmuster beleben die langgestreckten niedern Wände. Im norddeutschen Tieflande, in jenen Gegenden, die von weiten Wäldern und zahllosen Seen durchsetzt sind, wo in alten Zeiten die verschiedenartigsten Volksstämme durcheinandermogten, ja gar in neuerer Zeit sich so manches fremdländische Element eingeschlichen hat, bilden die Dörfer einerseits lange Straßen, andernteils aber auch Kreise, die nur an einer Stelle einen bequemen Zugang haben, und



Gehöft in Drusenheim (Elb.).

die man den alten slavischen Ansiedlern zuschreibt. Inmitten dehnt sich der Dorfanger, im Teich spiegeln sich die Gehöfte, die von mächtigen Bäumen umrauscht sind. Breit und behaglich liegen diese Dörfer in ihren ebenen Gegenden da, unbehindert können sie sich ausdehnen, viel anders als jene im Gebirgslande, wo die Natur mannigfaltige Schranken setzt. Das Dorf des Gebirges folgt dem bewegten Laufe der Gebirgswässer; Berg und Wald bilden den malerischen wirkungsvollen Hintergrund. Hier in den

Ich kaufe Kathreiners Malzkaffee!

Kathreiners Malzkaffee
schmeckt fein —
und ist gesund für
Groß und Klein.



1

Ich mahle Kathreiners Malzkaffee!

Willst Du was gutes,
Kind,? — so geh'
Und hol' Kathreiners
Malzkaffee! —



2

Ich koche Kathreiners Malzkaffee!

Kathreiners Malzkaffee
kochen will ich,
denn der ist immer
gut und billig!



3

Ich giesse Kathreiners Malzkaffee durch!

Soll'n Eure Kinder
fröhlich gedeihn,
Schenkt ihnen Kathreiners
Malzkaffee ein! —



4



1

Ich trinke Kathreiners Malzkaffee!

Was ist das? billig,
gesund und fein? —
„Das kann nur Kathreiners
Malzkaffee sein!“ —



5



3



2



4



W2



W3

Spielregel:



W4



W5



W6

Die 5 Karten sind auszuschneiden, auf 5 etwa doppelt so
große Kartons zu kleben und der Reihenfolge nach auf den
Tisch zu legen. Ebenso werden die runden Marken („Heintzel-
männchen“) ausgeschnitten und auch die 6 Würfelflächen
(1—W. 6); mit den letzteren ist irgend ein Würfel zu
benutzen. Jeder Spieler erhält ein „Heintzelmannchen“ als
Smarke. (Wollen mehr als 4 Personen mitspielen, kann
man sich weitere Heintzelmannchen leicht anfertigen.) Jeder
Spieler muß nun zunächst das „Paket“ würfeln; gelingt
dies, dann darf er sein Heintzelmannchen auf die Karte
setzen und muß sagen: „Ich kaufe Kathreiners Malz-
kaffee!“, hierauf darf er noch mal würfeln. Wenn er das
Ergebn der nächstfolgenden Karte würfeln, dann darf er sein
Heintzelmannchen auf diese weiterschieben, muß aber gleich-

zeitig jedesmal den am Kopfe der Karte stehenden Satz
sagen, also bei der Kaffeemühle z. B.: „Ich mahle Kath-
reiners Malzkaffee!“ u. s. w. Wer das richtige Bild nicht
würfeln, darf nicht ein zweites Mal würfeln, sondern muß
warten, bis bei der nächsten Runde die Reihe wieder an
ihn kommt. Wer zuerst mit seinem Heintzelmannchen die
Karte Nr. 5 erreicht und sagen kann: „Ich trinke Kathreiners
Malzkaffee!“, der hat das Spiel gewonnen. — Wer die Nach-
ahmung würfeln, muß sein Heintzelmannchen um eine Karte
zurückschieben; nur dann nicht, wenn das Heintzelmannchen
noch auf dem Paket steht. Wer den zur Karte gehörigen
Satz („Ich kaufe Kathreiners Malzkaffee“ u. s. w.) zu sagen
vergisst, sobald er sein Heintzelmannchen darauf setzt, wird
bei der nächsten Runde beim Würfeln übersprungen.

Nachdruck verboten



Mittelgebirgsländern hat sich die ursprüngliche, echt deutsche Bevölkerung noch unverfälscht erhalten, während draußen in den Ebenen mehr das slavische Element vorherrscht. So sind auch die mitteldeutschen Dörfer stattlicher, oft mahnen sie fast an kleine Städte. Freundslich sind die Dörfer der weinfrohen Gegenden

aus machen. Und wie schön wirken sie nicht, wenn sie im einsamen Gehöft auf Wiesen und Almen oder gesellig beieinander im gastlichen Dorfe den Wanderer begrüßen, mit ihren reizend geschnittenen Galerien, mit ihren Bemalungen an Wand und Siebel, und mit dem leuchtenden, bunten Schmuck von Nelken und Geranien, alles als gäbe es in dieser Gegend nichts als Fröhlichkeit und Leichtherzigkeit. Und doch verkünden die schweren Steine, mit denen das Dach belegt ist, mit was für furchtbaren Stürmen und Naturgewalten der Bauer des Hochgebirges zu kämpfen hat. Endlich richten wir unsere Schritte zum Südwesten unseres Vaterlandes, kommen nach Baden, wo der „Hinkende“ seine Heimat hat, und freuen uns von Herzen der prächtigen Dörfer mit ihren mächtigen Ruchbäumen, mit ihren Denksäulen, und empfinden Genugthuung über die Bewunderung, die die charaktervollen Häuser des Schwarzwaldes in aller Welt genießen. Man könnte sie wohl ihrer Art wegen für recht uralt halten, es ist wohl auch etwas Wahres daran, aber ihr eigentliches stolzes Aussehen verdanken sie doch erst dem Emporkommen der Bauernschaft in den beiden letzten Jahrhunderten. Auch hier wieder sehen wir ein gar wertvolles Stück vaterländischer Eigenart und Würde.

Beherrige, deutscher Bauer, wie hoch die Pflicht ist, sie dir zu bewahren, dir dein Bestes nicht nehmen zu lassen, nämlich das Erbe deiner Väter, sondern durch Festigkeit und Treue dich solchen Besitzes wert zu halten. Da sind die starken Wurzeln deiner Kraft!

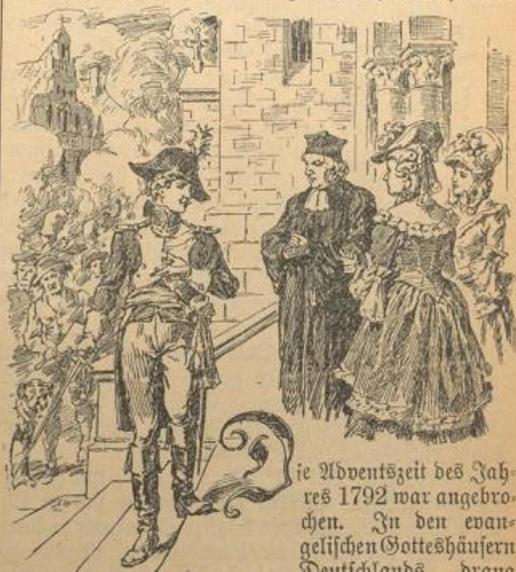


Rathaus in Heinrichs (Reg.-Bez. Erfurt).

am Rhein, an der Mosel und in der fröhlichen Pfalz, mit ihren wohlhabigen Häusern, in denen sich viele alte Freiheit besser gehalten hat als anderswo. Und wie lieblich malerisch sind die thüringischen Dörfer mit ihren bunten Fachwerkbauten. Ein Rathaus, wie es etwa das Dorf Heinrichs bei Meiningen besitzt, findet man nicht leicht wieder. Auch die Wirtschaftshöfe mit den gegen die Straße getehrten Siebeln sind behäbig; malerisch schaut die Dorfstraße drein, recht als Zeugnis des Wohlstandes, den die alte Zeit mit ihrem Ackerbau, die neue mit ihrer gewerblichen Tätigkeit geschaffen hat. Denn Thüringen ist in moderner Zeit reich an Industrie aller Art. Gar merkwürdig wirken im östlichen sächsisch-thüringischen Gebiete jene ganz aus Holz gebauten Dorfhäuser, bei denen das Untergeschoß durch herausgerückte hölzerne Säulen seinen Halt gewinnt. Es ist kein Vorteil, daß neuerdings an vielen Orten jener Gegend neue Häuser nicht in derselben alten Art erbaut werden dürfen. Man übertreibt auch da einmal wieder, wie so oft, die Furcht vor der Feuergefahr. Sie hat auch unsere Dörfer fast durchweg der alten schönen Strohdächer beraubt. Neuerdings kommt man erst wieder davon ab, und hat sogar jetzt eine Art von Strohdächern erfunden, die so gefahrlos ist, daß jede Versicherungsgesellschaft sie ohne Bedenken annimmt. Wenn man so wollte, müßte man auch den prächtigen Holzhäusern im Hochgebirge den Gar-

„Glaub' s' sicherlich!“

Nach alten Familienerinnerungen von J. Wilhelmi.



ie Adventszeit des Jahres 1792 war angebrochen. In den evangelischen Gotteshäusern Deutschlands drang das Adventslied Paul Gerhards himmelan: „Wie soll ich dich empfangen und wie begegn' ich dir.“ Aber in der freien Reichsstadt Frankfurt und in

ihrer Umgebung war es damals keine fröhliche Adventszeit. Seit sechs Wochen war Frankfurt in den Händen der Franzosen. Nachdem General Custine Mainz eingenommen, war sein Auge nach Frankfurt gerichtet gewesen, das er mit sicherem Blicke als den Stützpunkt für weitere Unternehmungen erkannt hatte und das ihm die Straße nach der fruchtbaren Wetterau, nach Darmstadt und Kassel eröffnen sollte. Hatte man anfangs Frieden geheuchelt und behauptet, man wolle nur Lebensmittel und Holz gegen bare Zahlung erbitten, so legte man jetzt, nachdem man ohne Schwertstreich sich der Stadt bemächtigt und inmitten derselben die französischen Geschütze aufgestellt hatte, die Maske ab. Man warf der Stadt vor, sie habe sich der französischen Emigranten angenommen, sie unterstützt und damit sich einer feindseligen Handlung gegen die französische Nation schuldig gemacht. Geführt von Mainzer Klubisten, jenen franzosenfreundlichen Deutschen, und von ihnen verhetzt, forderte man die ungeheuerliche Kriegsentschädigung von zwei Millionen Gulden!

Eine Schar von 2000 Mann französischer Truppen, zumeist in zerlumpten Uniformen, kontribuierte die große Stadt, unbekümmert um die drohende Haltung des Mittelstandes, zumal der Fleischer, die sich zusammengetan hatten und mit langen Messern bewaffnet und von großen Fanghunden begleitet waren, und der Sachsenhäuser Schiffer, die von altersher keine Furcht kannten. Fehlte doch jede Organisation, durch welche die vorhandenen Kräfte gegenüber den Franzosen nutzbar gemacht werden konnten.

Nun geschah es am 2. Dezember, dem ersten Advent, daß plötzlich mit dem Glockengeläute und dem Gemeindegeläute sich das Knattern von Flintenschüssen und dumpfer Kanonendonner mischte und schnell die Kunde sich verbreitete, auf der einen Seite seien es die Hessen, auf der andern die Preußen, die wider die Stadt anstürmten. Rasch entleerten sich die Gotteshäuser und wurden die Straßen menschenleer.

In der reformierten Kirche waren von Gemeindegliedern nur noch zwei weibliche Wesen, die im ersten Gedränge das Gotteshaus nicht hatten verlassen wollen, anwesend und berieten sich mit dem Geistlichen, was sie tun sollten. Schon schlugen mehrfach Kugeln in die Häuser ein und hie und da kreppten Granaten, um überallhin Angst und Entsetzen zu verbreiten.

„Ich kann nur zum Bleiben raten, Frau Kopfermann,“ wendete sich der greise Pfarrer an die ältere der beiden Damen. „Es ist zu hoffen, daß die Hessen bald die von den Feinden schwach besetzte Stadt einnehmen und Ordnung schaffen!“

„Und doch ist es besser, Herr Pfarrer, wir gehen,“ antwortete diese. „Mein Mann würde sich zu sehr um mich und Magdalenen ängsten, wenn wir so lange ausblieben und er keine Ahnung hätte, ob wir gesichert sind. Auch mich verzehrt die Angst, zumal unser kleiner Nikolaus krank zu Hause liegt.“

Jetzt hörte man die Stimme des Kirchendieners: „Die Metzger haben die Wache am Friedberger Thor

gestürmt und das Thor geöffnet. Die Hessen sind hereingedrungen. Sie machen alles vor sich nieder. Eben marschieren sie, vom Volk geführt, nach dem Allerheiligenthor.“

„Lassen Sie mich, Frau Kopfermann,“ sprach der Pfarrer, „einmal selbst draußen nachsehen, wie es steht. Es ist an mir, zu sorgen, daß Sie ungefährdet heimkommen.“

Draußen füllten Volkshaufen, jauchzend und Hurra rufend, hessische Krieger in ihren hohen Bärenmägen mit den weißen Stirnblechen, vor ihnen französische Soldaten auf der Flucht, die Straße. Es schien ein Durchkommen für einzelne Frauen unmöglich. Von einem Trupp Metzgergesellen geführt, kam eben ein hessischer Offizier daher. Er sah den Geistlichen an der Pforte des Gotteshauses und wandte sich an ihn: „Suchen Sie Hilfe, hochwürdiger Herr? Soll ich Ihnen Geleite geben lassen in das Pfarrhaus?“

„Ich komme schon durch, kann auch noch etwas warten,“ erwiderte er. „Aber da sind zwei Damen, die sich sehnen heimzukommen und doch kaum ohne Geleite ihre Wohnung werden erreichen können!“

Der Offizier näherte sich grüßend den beiden Damen. Er war ein hochgewachsener, schöner junger Mann; die linke Wange war mit einem Taschentuch verhällt, der Kragen seiner Uniform von Blut getränkt.

„Ich muß leider,“ so sprach er, „meinen Soldaten nach, aber ich will Ihnen, meine Damen, einige von den braven Leuten, die mich geführt, mitgeben.“

„Aber Sie sind selbst verwundet,“ erwiderte Frau Kopfermann, und ihre Tochter fiel ein: „Sie bedürfen der Hilfe mehr als wir.“

„Es hat nichts zu bedeuten, mein Fräulein. Nichts als ein Streifschuß. Wäre er freilich zwei Zoll mehr nach rechts gekommen, dann stände ich nicht mehr hier. Nehmen Sie getrost die Führung der Leute an; es sind tapferere Männer, die sich nicht fürchten und, schon ehe wir etwas tun konnten, die französische Wachmannschaft am Friedberger Thor übertannt haben.“

Der junge Offizier verabschiedete sich mit ehrfurchtvollem Gruße von den beiden Damen, die nun geleitet von mehreren jungen Männern, nach ihrer Wohnung auf dem großen Hirschgraben eilten.

Es war kein angenehmes Wandern. Noch herrschte viel Gedränge des Volkes. Hie und da stieß man auf die Leiche eines französischen Soldaten. Die Granaten hatten vielfach in den Häusern eingeschlagen und die Dächer zerissen. So begrüßten nach all dem Traurigen, das sie gesehen, die Damen ihr Heim mit doppelter Freude. Dort stand schon der Hausherr mit dem Diener an der Türe, eben gerüstet, den Seinen entgegenzugehen und sie nach Hause zu geleiten.

„Welche Angst haben wir um euch ausgestanden,“ so empfing Herr Kopfermann die Ankommenden. „Warum bin ich auch nicht mit euch zur Kirche gegangen!“

„Du konntest ja nicht, da Nikolaus krank liegt. Wie steht es um ihn? Hat er sich nicht zu sehr geängstet?“



„Nun wir haben etwas Not mit ihm gehabt, als er das fürchterliche Schießen hörte; aber er besitz, so jung wie er ist, so viel Selbstlosigkeit, daß er nichts dagegen hatte, als ich das Vorhaben aussprach, mit Franz nach der Kirche zu eilen, um euch heimzuleiten.“

„Das gute Kind,“ sagte die Mutter und eilte die Treppe hinan, um nach dem erst vierjährigen Söhnchen zu sehen. Dort ward ihr ein stürmischer Empfang von dem Kinde, das bewegt die Arme nach der ankommenden Mutter ausbreitete.

„Gott sei gelobt,“ sprach die Mutter zu den Anwesenden, „daß wir beisammen sind. So sehr wir uns freuen wollen, daß unsere deutschen Brüder Sieger blieben, so muß man doch Mitleid haben mit den armen zerlumpten Franzosen, die gegenüber den kräftigen Hessen widerstandslos sind.“

„Ja weißt du,“ fiel der Hausherr ein, „daß auch wir einen Verwundeten bei uns haben? Als der Straßenkampf losbrach, schwankte ein verwundeter Franzose durch die Straße und sah sich überall ängstlich um. Franz stand gerade an der Türe. Da nahm er sich des Armen an, der nahe am Umstürzen war, zumal die Nachbarn sagten, die Hessen würden ihn schwerlich schonen, da sie zu erbittert seien wegen des nutzlosen Widerstands der Franzosen und der dadurch verursachten Hinopferung ihrer Brüder. Ich ließ ihn also hereinführen. Er hat eine Kopfwunde und sitzt in der Küche, wo ihn unsere Katharine verbunden und mitteleidig mit einer warmen Suppe erquickt hat.“

„Recht getan, mein lieber Mann. Frankfurt wird unter diesen Greueln des Krieges der altgewohnten Mildtätigkeit auch gegenüber den Franzosen nicht vergessen. Ich will nachher einmal nach ihm sehen. Aber nun laßt uns zu Tische gehen, es verlangt auch mich nach einem Teller warmer Suppe.“

„Doch eine ruhige Mahlzeit sollte es nicht werden. Draußen auf der Straße zogen lärmende Volkshäufen einher. Sie waren nicht aus dem Bürgerstande, der von altersher eine ruhigere, bedächtige Art hatte, sondern Gesellen, Arbeiter, Schiffer. Laut erschallten die Rufe: „Hurra die Hessen! Der König von Preußen soll leben! Tod dem Custinus!“

Als der Hausherr an das Fenster trat, rief ihm ein Messgergeselle, seine Mütze schwingend, von der Straße her zu: „Die Hessen haben fast alle Franzosen am Main zusammengעהauen, dort bringen sie schon die Gefangenen. Sie wären alle verloren gewesen, wenn nicht ein heffischer Leutnant seine Leute zurückgehalten hätte. Der Offizier hat aber auch etwas abgetriegt durch einen Schuß aus dem Hause. Dafür haben aber auch die Hessen den schurkischen Meuchelmörder massakriert!“

Da kamen sie an, die Gefangenen, geführt von einer Kolonne heffischer Soldaten. Man hatte den Franzosen Säbel und Gewehre abgenommen, und triumphierend schmückten sich damit junge Bürgersöhne, denen man die Waffen zur Ablieferung an das heffische Kommando gegeben hatte. Die Ge-

fangenen waren zumeist Nationalgardien, junge bartlose Leute in zerlumpten Kleidern der verschiedensten Farben. Die einen hatten Trikothosen, die anderen solche von weitem Schnitt; einen Teil der Gefangenen sah man in Lederschuhen, andere in Stulpenstiefeln oder Holzschuhen.

Frau Kopfermann und Magdalene waren erbleicht, als sie von der Verwundung des heffischen Leutnants hörten. Stand ihnen doch die stattliche Gestalt ihres jugendlichen Helden, der so freundlich für ihre sichere Heimkehr gesorgt, lebendig vor Augen. Angstvoll pochenden Herzens, bleichen Antlitzes hatte Magdalene in die Ferne geblickt. „Dort oben,“ rief sie, „kommt ein Zug; sie tragen jemanden. O Gott, wenn er es wäre! Wenn er nur mit dem Leben davonkommt!“



Vier Soldaten trugen auf einer Tischplatte den verwundeten Offizier.

Langsam nahte sich ein kleiner Zug. Vier Soldaten trugen auf einer Tischplatte mit darüber gebreitetem Mantel den verwundeten Offizier, der bleich mit geschlossenen Augen dalag. Nebenhin ging der Feldscher, der das Fortbringen des Verwundeten überwachte. Herr und Frau Kopfermann waren nach unten gegangen und an die Haustüre getreten, als eben der Zug sich nahte und der Feldscher fragte, ob er nicht ein Glas Wein haben könne, den Verwundeten, der sehr schwach sei, etwas aufzumuntern.

„Bringen Sie ihn,“ sagte der Hausherr, „hier ins Haus, statt ihn noch weiterzutragen.“

Der Arzt nahm das freundlich an, da ein längerer Transport des Offiziers doch gefährlich sein konnte, und sorgsam brachten die Träger den Verwundeten in ein rasch geöffnetes Fremdenzimmer, während der Hausherr leise nach dem Befinden des Patienten fragte.

„Es läßt sich Gewisses noch nicht sagen. Es kommt alles darauf an, ob durch die Kugel Herz oder Lunge verwundet sind und in welchem Maße. Es ist eine heimtückische Kugel gewesen, die den Ahnungslosen, der ein weißes Tuch schwenkend, seine Leute von weiterem Vordringen zurückhielt und ganz ungedeckt war, aus ziemlicher Nähe traf.“

„Gestatten Sie,“ erwiderte der Kaufmann, „daß ich meinen Hausarzt Dr. Mertens zu Ihrer Unterstützung herbeirufen lasse?“

„Gern und mit Freuden! Ich werde doch, da an den Toren noch viele Verwundete liegen, kaum lange hier bleiben dürfen.“

Der Diener Franz ward augenblicklich zu dem Hausarzte geschickt, der auch als Operateur einen guten Ruf hatte, und schon nach einer kurzen Besprechung schickten sich die beiden Ärzte an, die Wunde zu untersuchen. Herr Kopfermann blieb im Nebenzimmer, um das Ergebnis der Untersuchung abzuwarten, während die Hausfrau sich nach oben begab. Dort fand sie Magdalenen bleich wie eine Lilie in einem Sessel sitzend.

„Lebt er noch?“ so fragte sie angstvoll die eintretende Mutter.

„Gewiß. Eben untersuchen ihn die Ärzte, und bald werden wir hören, ob größere Gefahr für ihn vorhanden ist. Aber, Kind! Woher die Aufregung? Kaum erkenne ich mehr meine sonst so starke Magdalene.“

Es verging eine bange Stunde. Endlich hörte man den Hausvater kommen. Sein Angesicht war ernst. „Die Ärzte haben die Kugel entfernt. Sie hat die Lunge gestreift. Doch sind sie der Hoffnung, daß die Wunde heilen und bei großer Ruhe und Vorsicht die Gefahr für das Leben vorübergehen wird. Und denkt euch: der Verwundete heißt Consbruch und war bis voriges Jahr in Brighton bei seinem Oheim. Also offenbar ein Nefse meines langjährigen Geschäftsfreundes, des Bankiers Consbruch. Der Feldscher sagte mir, sein Vater sei Offizier in hessischen Diensten gewesen und in Amerika gefallen, wohin der hessische Landgraf seine Soldaten in dem Kriege Englands gegen Amerika verkaufte. Der Leutnant sei im vergangenen Jahre zurückgekehrt, um den Fußstapfen seines Vaters zu folgen. Der Franzose ist leicht verwundet und wird heute abend weggebracht. Den jungen Helden behalten wir am besten hier, der größeren Obhut wegen.“

Frau Kopfermann drückte ihrem Gatten bewegt die Hand: „Wir wollen ihn pflegen, so gut wir können, und Gott möge alles zum Besten leiten. Ich will sogleich den alten Müller an der Katharinenpforte kommen lassen, der ein guter Krankenpfleger ist. Er wird doppelt nötig sein.“

Es war ein schöner Lenz, der im Jahre 1793 angebrochen war. Schon Anfang März hatte die Jugend Frankfurts auf der nahegelegenen Bornheimer Heide Weiden gesucht, und die Frankfurter Bürger hatten ihren beliebten Spaziergang nach

Bornheim machen können, um dort ihren Nationaltrank, den Apfelwein, zu schlürfen. Ende Februar war Leutnant Consbruch von seinem Krankenlager aufgestanden, um einige Stunden im Zimmer am Fenster zuzubringen. Dann war ihm ein kurzer Spaziergang durch den geschützten Hausgarten gestattet worden. Nun sollte er zum erstenmal einige Stunden im Familientreise verweilen dürfen.

Im Bohnzimmer war der Kaffeetisch gedeckt, als der Genesende eintrat, ein Mann von anmutiger Haltung; schöne blaue, wohlwollende Augen strahlten aus seinem Angesichte. Ehrfurchtsvoll beugte er sich zum Handkuß vor den Damen. Dann wandte er sich mit dankenden Worten an die Hausfrau.

„Gnädige Frau! wollen Sie gestatten, daß ich auch Ihnen, wie ich es Ihrem Herrn Gemahl schon getan, innigsten Dank abstatte für all die Liebe und Freundlichkeit, die Sie mir erwiesen. Ich bedaure in tiefster Seele, daß ich in Ihr stilles Haus soviel Unruhe gebracht, aber wohin der Soldat in den Kriegstagen kommt, bringt er leider fast überallhin Unruhe mit.“

„Das ist nicht der Rede wert, Herr Leutnant,“ erwiderte Frau Kopfermann, „was wir getan. Wir hätten es jedem deutschen Mann getan; um so lieber war es uns, Ihnen einige Hilfe bieten zu können, der Sie damals uns so freundlich beigestanden.“

„Und,“ sagte der Leutnant, den mit Blumen geschmückten Tisch überschauend, „wie göttlich haben Sie stets meinen Krankentisch geschmückt. Täglich sah ich neue Blumen. Selbst Ihr Treibhaus haben Sie offenbar beraubt. Glauben Sie wohl, daß der Hinblick auf die blühenden Pflanzen mir mehr genügt hat, als alle Mixturen des Arztes? Wenn ich denke, wie mein guter seliger Vater gewiß so vieles erbeutet hat im fremden Lande, dann tritt mir die Wehmut ans Herz über dem, was mir geboten ward.“

„Und ich habe dir,“ fiel der kleine Nikolaus ein, „täglich, während du schliefst, Blumen gebracht. Die Weiden haben ich selbst gepflückt, aber zu dem letzten Strauße von Kamelien hat mir Magdalene geholfen und die Blumen geschnitten.“

Der Offizier beugte sich hernieder zu dem Kinde und drückte einen Kuß auf sein Haupt, während ein dankbarer Blick das erröthende Mädchen traf.

„Sie sprachen von Ihrem Vater,“ sagte der Hausherr, „wie ich hörte, lebt auch Ihre Mutter nicht mehr, so daß Sie früh verwaist sind.“

„Meine Mutter ward mir schon in meiner ersten Jugend, als ich erst drei Jahre zählte, entzissen. Ich erinnere mich ihrer kaum. Mein guter Vater kämpfte in Amerika unter den hessischen Truppen, die für England angeworben waren. Er wurde in der Schlacht bei Trenton verwundet und starb nach wenigen Tagen. Sein Bild steht mir, obwohl er schon seit sechzehn Jahren tot ist, noch treu vor Augen.“

„Aber Sie haben Verwandte in England, die sich Ihrer, wie ich vernehme, freundlich angenommen?“

„Ja, ein Bruder meines Vaters lebt in Brighton in England. Er ließ mich, da er damals mit Krank-

heit in seiner Familie zu kämpfen hatte, noch zwei Jahre in Kassel in einer Pension. Dann holte er mich, nachdem er Witwer geworden, nach Brighton. Er hat," so schloß der Offizier mit bewegter Stimme, "freulich wie ein Vater sich meiner angenommen."
 "O, ich kenne ihn wohl," erwiderte der Kaufmann,



Im Wohnzimmer war der Kaffeetisch gedeckt, als der Gensende eintrat.

wenn auch nicht persönlich, so doch durch Geschäftsverbindung, in der ich mit ihm stand."

"Hatten Sie denn nicht Lust, Herr Leutnant, in das Geschäft Ihres Oheims einzutreten und Kaufmann zu werden?"

"Alle Achtung vor dem kaufmännischen Berufe! Aber ich habe mich doch nicht heimisch darin gefühlt. Es ward mir angedeutet, daß ich einst, da mein Oheim keinen Sohn hat, die Firma weiterführen könne; aber wenn ich den Säbel meines Vaters sah, den ich mir als sein letztes Vermächtnis mit nach England genommen, dann zog es mich immer wieder zu dem väterlichen Berufe hin. Da nun ein Freund meines Vaters bei mir anfragte, ob ich nicht in Hessen Dienste nehmen wolle, unser Landgraf habe für die Söhne seiner gefallenen Offiziere besonderes Interesse, da zog es mich mit fast unwiderstehlicher Gewalt zurück zur alten Heimat. Gestern schrieb ich an meinen Oheim und teilte ihm meine Verwundung mit. Ich fürchte, daß das ihm Anlaß geben wird, aufs neue Veruche zu machen, mich nach England zu ziehen."

"Vorläufig bleiben Sie noch einmal in Frankfurt und halten sich recht ruhig," fiel eine Stimme hinter der Gesellschaft ein. Es war die des Hausarztes, der unvermerkt eingetreten war und die letzten Worte gehört hatte. "Sie bedürfen vorerst noch der Schonung, Herr Leutnant. Fürs Spätere ist der Gedanke, nach England zu gehen, gar nicht zu verwerfen. In etlichen Monaten, wenn es einmal wärmer geworden und ein gutes Segelschiff mit rascher Fahrt zu benutzen ist, dann wird der längere Genuß der reinen Seeluft Ihre völlige Herstellung nur beschleunigen."
 Der Offizier nahm eine etwas bedenkliche Miene an.

"Gern gehe ich, wenn nicht besondere, ernste Gründe vorliegen, nicht nach England. Nur mit Überwindung großer Schwierigkeiten konnte ich Offizier werden; nun würde man mich wieder in das Kontor stecken wollen. Mein Vater hat kämpfen müssen in einer wenig gerechten Sache auf seiten Englands gegen das amerikanische Volk, das uns Deutschen nie ein Leid zugesügt hatte, und daß dafür sein teures Blut geflossen, ist einer der bittersten Tropfen in dem Leidenskelche, der mir bei seinem Hingang gereicht worden ist. Aber wer kann sagen, ob nicht bald ein ernster, gerechter Krieg uns anbreehen wird? Der Franzmann, der jetzt einzelne Teile Deutschlands bedroht, kann bald lästern werden, seine Arme weiter auszustrecken und den Bestand des ganzen deutschen Reiches zu bedrohen. Soll doch vor kurzem noch der französische General Custine zu Bürgern Frankfurts gesagt haben: Ihr habt neulich einen deutschen Kaiser gekrönt. Ihr werdet keinen mehr krönen!"

"Es ist wahr, was er Ihnen gesagt," erwiderte Herr Kopfermann. "Der Franzose hatte gemeint, für seine freche Bemerkung bei den Frankfurtern denselben Beifall zu finden, wie er ihn auf ähnliche Redensarten bei den Mainzern gefunden. Aber die Frankfurter ließen sich nicht fangen; er konnte nur verhaltene Wut auf dem Angesichte unserer braven Bürger lesen. Es ist ja unser Unglück, daß bei so vielen Deutschen die Liebe zum Vaterlande ganz erstorben ist."

"Wohl, ein großes Unglück!" fügte der Arzt hinzu. "Aber woher soll die Liebe zum deutschen Vaterlande kommen angesichts des Erbfehlers der Deutschen, in der Zerklüftung der einzelnen Stämme einherzugehen? Steht nicht der Hesse gegen den Bayer, der Schwabe gegen den Preußen? Lebte der Alte Fritz noch, er würde wohl heut die Deutschen zusammenhalten und der Keckheit dieser windigen Franzosen ein Ziel setzen. Meinen Sie nicht auch, Herr Leutnant?"

"Ja, Gott wolle es geben, daß aus diesem frechen Einfall der Franzosen in deutsche Lande eine edle Frucht erspriege und die deutschen Fürsten insgesamt sich wieder auf ihre hohe Aufgabe befähmen! Mit welcher Freudigkeit würden wir alle die Tegen schwingen, wenn die deutschen Brüder geeint zusammenständen in dem Kampfe für Deutschlands Ehre und Freiheit. Auf dem Griffe des Säbels meines Vaters habe ich den Ort, wo er acht Tage vor seinem Tode gekämpft, eingravieren lassen. Wie ganz anders würde es aussehen, wenn statt des amerikanischen Trenton darauf stände — Noßbach, wo der Alte Fritz die Franzosen so jämmerlich verhauen hat!"

"Würden Sie uns nicht den Säbel Ihres seligen Vaters einmal zeigen?" fragte Frau Kopfermann, und der Leutnant erhob sich, um die Waffe herbeizuholen, auf deren Griff eingegraben stand: "W. Consbruch. Trenton. 26. Dezember 1776." Alle betrachteten sie mit großer Aufmerksamkeit, besonders auch der kleine Nikolaus, der sich noch einmal die eingegrabenen Worte wiederholen und erklären ließ.

Der Mai war gekommen und hatte mit warmem, erquickendem Strahle auch in das Herz Magdalens hineingeleuchtet. Wie draußen alles sproß und grünte, überall im Erdboden schlummernde Keime wach wurden, so war auch in ihrem Herzen mehr und mehr die Liebe wach geworden. Leutnant Consbruch hatte zwar schon seit Wochen das gastfreie Haus verlassen. Er hatte, nachdem er immer mehr genesen, nicht länger die gebotene Gastfreundschaft genießen zu dürfen geglaubt und sich in einer nahegelegenen Straße sein Unterkommen gesucht. Aber er war fast täglich Gast in seinem alten Quartier, und so geschah es, daß bei dem fast täglichen Umgang, den der Offizier und Magdalene miteinander pflogen, die jungen Herzen sich immer mehr zueinander fanden. Wie er die tüchtige Bildung, die feste Gesinnung und doch zarte Mädchenhaftigkeit der ausblühenden Jungfrau bewundert hatte, so blickte das Mädchen mit vermehrter Innigkeit auf den jungen Kriegsmann hin, in dem sie mit der Festigkeit eines frühe gestählten Charakters Klarheit des Geistes und Feinheit der Sitten geeint fand. War es nicht natürlich, daß beide mit stillem Bangen dem Tage entgegenschauten, da das Glück des Beisammenseins aufhören sollte? Denn von dem Oheim war ein Brief eingetroffen, daß sein Nefte bald die völlige Genesung in England suchen solle.

Den Eltern Magdalens war, was in den Herzen der jungen Leute vorging, nicht verborgen geblieben, und sie hatten es nicht gerade mit besonderer Freude gesehen. In der alten Handelsstadt war es festgegründetes Herkommen, daß die Kinder der Großkaufleute die Ehegefährten in dem eigenen Stande suchten und in Frankfurt selbst sich den Hausstand gründeten.

Aber Herr und Frau Kopfermann hatten ihre Magdalene zu lieb, als daß sie einer Herzensneigung derselben mit Strenge hätten entgegengetreten können. Die Mutter hatte wohl in einer stillen Stunde mit der Tochter gesprochen, daß dem Vater eine Verbindung Magdalens mit einem jungen Kaufmann, der sich der Tochter näherte, angenehm sei; aber sie sah den bittenden, flehenden Blick in den Augen ihrer Magdalene, die sonst so kühn und wagemutig in die Welt geschaut hatten, und sie brach das Gespräch ab.

Ende Mai war endlich der gefürchtete Tag des Scheidens nahe herbeigekommen. Da hatte die Familie Kopfermann, die lange ihren früheren Gast nicht mehr an ihrem Tische gesehen, zum Abschied einen Ausflug nach Bergen verabredet. Auch Dr. Mertens und seine Frau waren eingeladen, in einem Krenser nach dem bei den Frankfurtern beliebten Ausflugsorte mitzufahren. Die Fahrt verlief ziemlich einfürmig. Das Geklapper des Wagens, der dröhnende Hufschlag der Pferde auf den holperigen Wegen ließen eine angeregtere Unterhaltung nicht zu.

Anders ward es, als man in dem freundlichen Gasthof von Bergen angekommen war. Die jungen Leute waren mehr zusammengedrückt und man kam

in lebhaftere Unterhaltung, wenn auch hie und da vermerkbar ward, daß der Ernst des Scheidens die Herzen bewegte.

Der Leutnant hatte erzählt, daß die hessischen Truppen nicht allzuweit von Bergen auf einer Anhöhe am Tage vor der Erstürmung Frankfurts ihr Lager gehabt hätten, und es wurde vorgeschlagen, dahin die Schritte zu lenken. Wie man nun so dahinschritt, erläuterte der junge Offizier seiner Begleiterin die vormaligen Stellungen der hessischen Truppen.

„Dort drüben,“ sagte er, „haben wir kampiert, und dabei deutete er auf eine naheliegende Höhe. Aber plötzlich gab er dem Gespräch eine andere Wendung: „Wie man doch in der Welt umhergeworfen wird! Vor acht Monaten noch in der Champagne in einem unruhlichen Feldzug, dann die Erstürmung von Frankfurt, und morgen schon wieder auf der Reise zurück nach England.“

„Sie werden eine schwere Reise haben; aber die frische Seelust wird Ihnen gewiß gut tun und die letzten Reste der Krankheit von Ihnen wegnehmen.“

„Ich spüre eigentlich nichts mehr von Schwäche; wenn ich nicht Urlaub hätte, viel lieber bliebe ich hier, wo ich von Ihren teuren Eltern so viel freundliches Entgegenkommen und Liebe in den Tagen meiner Erkrankung genossen. Aber, wenn ich leiblich fern bin, mein Herz bleibt hier, alle meine Gedanken werden täglich nach Frankfurt zurückgehen.“

„Welch schöner Strauß!“ fuhr der Leutnant fort, auf die Blumen hinweisend, die Magdalene im Sehen geplückt hatte. „Möchten Sie mir nicht zur Erinnerung an unser Zusammensein, zur Erinnerung an den heutigen Tag ein einige geben? — Nicht den ganzen Strauß, wie Sie wollen, nein, nur etliche. Diese blauen.“ Magdalene nahm bewegt die gewünschten Blumen aus dem Strauße heraus und gab sie ihm.

„Es sind Vergißmeinicht,“ sagte der Leutnant. „Kann ich hoffen, daß Sie des Namens dieser lieblichen Kinder Floras gedenken, wenn ich ferne bin.“

Erötend neigte die Jungfrau das schöne Haupt. „Ich gehe weg, zumal ich auch meinen zweiten Vater in Brighton, der mir so viel Liebe erwiesen, sprechen muß. Darf ich, wenn ich einige Tage dort war und mit ihm Rücksprache genommen, an Ihre teuren Eltern schreiben?“

Ein leises Ja war die Antwort. Inbrünstig küßte der Offizier Magdalens Hand. Es war noch keine wirkliche Verlobung, die stattgehabt. War es doch in der damaligen Zeit strenge Sitte, daß zuerst die Einwilligung der Eltern eingeholt wurde, ehe die Brautleute einander ein bindendes Jawort geben konnten. Aber vor ihrem Bewußtsein fühlten sich die beiden nach dieser Aussprache fest aneinander gebunden und einander verpflichtet. Beglückt kehrte das junge Paar nach dem Gasthof zurück. Dort setzte sich die Unterhaltung fort, lebhaft bei der Gruppe der Alten — mit einem wehmütigen Beisichimmen im Gesprächsverkehr des jungen Paares. Ein Gruppe von Schulkindern zog, ein Volkslied

singend, vorbei. Durch die Weise angeregt, ward der junge Offizier, den man im Besitz einer wohlklingenden Stimme wußte, von allen zu einem Vortrag gebeten. Er zierte sich denn auch nicht. „Die Volkslieder haben mich immer besonders angezogen, und meinem Oheim mußte ich sie oft zur Erinnerung an die deutsche Heimat singen. Gern komme ich Ihren Wünschen nach. Doch hätte ich gern Begleitung auf dem Instrument. Könnten Sie, Fräulein Magdalene, mir dieselbe gewähren?“



Magdalene nahm bewegt die gewünschten Blumen aus dem Strauße heraus und gab sie ihm.

Sie nickte, nachdem er ihr eine Weise genannt, und nach einem kurzen Vorspiel sang der Offizier:

Ach, wie ist's möglich dann,
Daß ich dich lassen kann!
Hab' dich von Herzen lieb,
Glaub's sicherlich!

Du hast das Herze mein,
So sehr genommen ein,
Daß ich kein' andre lieb'
Als dich allein!

Schon in der zweiten Strophe hatte die Begleitung geschwiegen, so bewegt war Magdalene. Nie war ihr das Lieb so mächtig in die Seele gedrungen wie jetzt, da der Geliebte es sang. Auch die Augen der Anwesenden waren feucht geworden. Fühlten sie, daß der Jubel des Vortrags eine tiefere Bedeutung inneahnte?

Still ward die Rückfahrt angetreten. Leutnant Consbruch verabschiedete sich am Kopfermannschen Hause mit vielen heißen Danksaugungen für alles, was ihm geschehen, von den Anwesenden. Magdalenes Hand hielt er etwas länger in der seinigen. Nur zwei Worte flüsterte er der Jungfrau aus dem

gesungenen Liebe zu: „Glaub's sicherlich!“ Aber sie fühlte, wie diese bescheidenen Worte vollends zwei Seelen dauernd verknüpften.

* * *
Vier Monde waren dahingegangen; die Verhältnisse in Frankfurt waren in ruhigere Bahnen eingelenkt, die Geschäfte Merkurs belebten sich. Der fleißige Bürger konnte wieder sorgloser seinem Gewerbe nachgehen. Aber das Geschehene hatte nun einmal über das Kopfermannsche Haus einen trüben Nachklang gebreitet. Wohl saßen in den Kontoren zahlreiche Kaufmannsdiener wie früher an ihrer Arbeit, und in die Magazine brachten große Frachtwagen die Waren von anderen Handelsplätzen herein. Im Kreise der Familie selbst war es jedoch merklich anders geworden. Die sonst so muntere Magdalene war still geworden und saß unter den Ihren meist in Gedanken verloren. In der ersten Zeit nach der Abreise Consbruchs hatte sie oft in ihrem Zimmer vor dem Globus gestanden und hatte die Reise des Geliebten nach England verfolgt. War sie allein und unbeobachtet, dann war oftmals das Lied von ihren Lippen gedrungen: „Ach wie ist's möglich dann,“ und mit besonderer Innigkeit hatte sie die Worte gesungen: „Glaub's sicherlich.“ Nach ihrer Berechnung mußte nun Consbruch schon längere Zeit in Brighton angekommen sein.

Aber warum schrieb er nicht? Täglich hatte sie auf den alten Briefträger, der die Briefschaften der Eltern in die Wohnung brachte, gewartet, ob er kein Schreiben aus England bringe, oft hatte sie den Vater darauf angesehen, ob er ihr nichts mitzuteilen habe. Aber umsonst. Der Vater hing seinen Gedanken nach, oft klagend, daß der Krieg, die Unruhen in Frankreich dem Handel doch tiefere Wunden geschlagen hätten, als man geglaubt. Die Veränderung, die in dem Gemüthszustande seiner Tochter vorgegangen, bemerkte er kaum.

Nur dem sorgenden Auge der Mutter konnte es nicht entgangen sein, daß Magdalene von Tag zu Tag stiller geworden war. Nun saßen sie eines Mittags an einer Näharbeit, Magdalene wie gewöhnlich in wehmüthsvolle Träume verloren.

„Mein Kind,“ sprach da die Mutter, „welche Veränderung ist mit dir vorgegangen? Kaum kenne ich mehr meine Magdalene, deren Stimme früher uns so fröhlich entgegenklang. Willst du dich nicht deiner Mutter offenbaren, vor der du nie ein Geheimnis hattest?“

Magdalene weinte still.

„Hängt es mit dem Weggang des Leutnants zusammen? Ich will nicht annehmen,“ fuhr die Mutter fort, „daß du dich heimlich mit ihm verlobt hast. Das tut meine Magdalene nicht. Du weißt, wie es bei uns Sitte ist, daß die Eltern zuerst ihre Zustimmung geben müssen, und wir würden es nicht verstehen, wie unsere Tochter so gegen alle Überlieferung handeln könnte. . . Du schüttelst das Haupt. Aber hat er dir vielleicht bestimmtere Andeutungen gegeben, daß er dich liebe und um dich bei uns werden werde?“



Ein Tränenerguß war die Antwort. Weinend barg Magdalene ihr Haupt an der Mutter Brust. „Verlobt haben wir uns nicht. Aber er sagte mir, sobald er in England sei und mit seinem Oheim gesprochen, wolle er an meine Eltern schreiben, und ich gab dazu meine Einwilligung. Nun ist er schon lange Zeit in Brighton, und keine Nachricht kommt. Denn der Vater würde sie mir gewiß nicht verborgen haben.“

„Nein, mein Kind, das würde er nicht getan haben, wenn er auch nicht mit besonderer Freude eine Offiziersheirat begrüßen würde. Ein Brief ist nicht eingetroffen. Es wird ja wohl so sein, daß sein Oheim ihn überredet hat, den kriegerischen Beruf aufzugeben und in sein Geschäft zu treten, daß er wohl auch die Verbindung mit einer Engländerin für ihn wünscht. Er hat dir wohl nicht geradezu ein Versprechen gegeben?“

„Das hat er nicht getan, aber er hat mir doch gesagt, es bedürfe nur einer kurzen Rücksprache mit seinem Oheim, daß er an euch schreiben werde. Und nun schweigt er! — O, wie habe ich ihn geliebt! Wie konnte er so handeln!“

Die Mutter drückte die Tochter an ihre Brust. „Es ist mir leid, mein Kind; aber solche Erfahrungen von Sinnesänderung machen gar viele junge Mädchen. Hatte er sich nicht geradezu gebunden, so mußte er wohl dem Willen seines Oheims, der Vaterstelle bei ihm vertreten, nachgeben. Du wirst das verschmerzen müssen, armes Kind!“

Nach einer Pause sagte die Mutter: „Magdalene, du bist noch jung. Du wirst überwinden und dein Herz neuer Liebe öffnen. Siehe! es hofft auf deine Hand der junge v. Bergstadt. Dem Vater wäre er ja ein sehr angenehmer Schwiegersohn.“

Magdalene schüttelte weinend das Haupt.

„Er ist ja von zarter Gestalt und äußerlich nicht mit dem lebensfrischen Offizier zu vergleichen. Aber er ist ein untadelhaft braver junger Mann und tüchtig in seinem Beruf.“

„Sprich nicht, Mutter. Ich kann es nicht ertragen.“

„Nun du wirst nicht gedrängt. Laß erst einige Zeit vorübergehen. Allmählich wirst du ruhiger.“

Die Mutter hatte recht. Magdalene ward ruhiger. Aber es war eine Eisesruhe, die sich über ihr Gemüt lagerte. Denn sie hatte zu hoffen aufgehört. Der Geselligkeit aber hatte sie sich nicht ganz entziehen können. Und ob sie an den Festlichkeiten in anderen Häusern teilnahm oder ob solche im elterlichen Hause stattfanden, überall zeichnete der junge v. Bergstadt die gefeierte Schönheit Frankfurts aus. Sein Benehmen ließ es klar erkennen, daß eine tiefe Neigung ihn erfüllte. Sie munterte ihn nicht auf, aber sie wies ihn auch nicht, wie früherhin, zurück.

Die Mutter hatte eines Tages ein ernsteres Gespräch mit ihr. Der Vater habe gesagt, daß der Bankier v. Bergstadt wegen der Neigung seines Sohnes zu Magdalene mit ihm gesprochen. Habe er auch nicht geradezu angehalten, so habe er doch nahegelegt, daß seine förmliche Werbung für den Sohn vor der Türe stehe.

„Ich halte es nicht für recht, daß ich mein Jawort gebe, da mein Herz ihm nicht mit ganzer Liebe entgegenschlägt. Ich achte ihn, aber die volle Liebe, wie ich sie gegenüber einem Bräutigam für nötig halte, kann ich ihm nicht schenken.“

„Er hat das aber längst bemerkt. Wenn er trotzdem nicht nachläßt, so begnügt er sich vorläufig mit deiner mehr auf Achtung gegründeten Liebe. Der Vater wünscht sehr dein Jawort. Der alte Herr v. Bergstadt steht, wie du weißt, in enger Geschäftsverbindung mit ihm und hat ihm gesagt, wie das ganze Glück seines ältesten Sohnes in einer Verbindung mit dir liege.“

Magdalene seufzte. „Wenn er mich lieb hat, so will ich ihm in Gottes Namen die Hand reichen. Ein volles wahres Glück kann ich doch nicht mehr finden. Auch auf gegenseitige Achtung gegründete Ehen sollen ja glückliche werden können. Doch um eines bitte ich: es muß eine stille Verlobung und eine stille Hochzeit ohne viel Gepränge werden.“

So ward denn die Verlobung gefeiert in engsten Kreise der beiden Familien. Und es schien, als ob ein rechtes Glück daraus erwachsen solle. Vermisste man auch bei den Brautleuten zärtliche und innigere Liebe: sie fanden doch immer mehr Zuneigung füreinander, wie es naturgemäß zwischen braven Gemütern, die im täglichen Verkehr einander mehr und mehr schätzen lernten, stattfinden mußte; man konnte meinen, es sei in dem Herzen Magdalenes die Erinnerung an das Frühere erloschen.

Es sollte jählings anders werden. An einem schönen Mittag ward sie in das Wohnzimmer entboten, wo sie die Eltern mit ernster Miene zusammensitzend traf.

„Magdalene,“ so begann der Vater, „es ist heute morgen eine Nachricht eingetroffen, die wir dir nicht vorenthalten dürfen und die du hoffentlich mit Ruhe aufnehmen wirst. Es ist ein Brief aus England gekommen.“

Die Tochter faltete erbleichend die Hände: „Wer tot?“

„Nein, Leutnant Consbruch ist auf der Überfahrt schwer erkrankt; er wurde am Lande in ein Spital gebracht, und erst vor sechs Wochen war er soweit, daß er die Reise zu seinem Oheim fortsetzen konnte. Es sind Schicksalsfügungen, daß er zu spät mit seiner Werbung kommt, und du wirst dich geduldig in das Geschehene geben.“

„O Vater, du wirst ihn doch nicht zurückweisen! Noch bin ich unverheiratet, und die Verlobung läßt sich leicht lösen.“

„Sie läßt sich nicht lösen. Ein Ehevorsprechen ist etwas Heiliges. Dazu handelt es sich um eine der ersten Familien Frankfurts, die nicht verletzt werden darf. Der Hochzeitstag ist schon festgesetzt. Welches Aufsehen würde es geben, wenn du, wenn wir jetzt zurückträten. Ich stehe in enger Geschäftsverbindung mit Herrn v. Bergstadt, und nicht bloß dieses Haus, sondern alle meine Geschäftsfreunde würden sich entfremdet von mir wenden.“

„Mein Kind,“ fuhr die Mutter fort, „gib dich in Gottes Willen. Es fällt kein Haar von unserem Haupte ohne seinen Willen!“

Magdalene barg das Antlitz in den Händen. Sie sah ein, daß nichts mehr zu ändern sei. Zum zweiten Male begrub sie ihre teuersten Lebenshoffnungen.

Eine stille Hochzeit ward gefeiert. Die schöne neunzehnjährige Braut ließ nichts von jugendlicher Freude sehen. Aber sie ging gefassten Herzens zum Altar und mit gefasstem Herzen antwortete sie ein „Ja“ auf die Frage des Geistlichen und reichte ihre Hand zur Einsegnung des Ehebundes.

Eine Reihe von Jahren war dahingeflogen. Denkwürdige Jahre. Napoleon Bonaparte schwang seine Geißel über den Völkern; vor allem aber lastete seine Zwingherrschaft auf Deutschland. Die alte deutsche Krönungsstadt hatte als solche zu sein aufgehört. Es gab keinen deutschen Kaiser mehr, der gekrönt werden konnte. Die frühere Selbständigkeit Frankfurts war zu Grabe getragen. Frankfurt ward mit Aschaffenburg, Mainz, Regensburg und der Grafschaft Weiskirchen Großherzogtum, und in ihm residirte als Großherzog und Primas des Rheinbundes der frühere Bischof von Mainz Karl v. Dalberg, den Napoleon mit scharfem Blick als ein geeignetes Werkzeug seiner Politik erkannt hatte.

Auch das Haus auf dem Großen Hirschgraben hatte sozusagen ein anderes Gesicht bekommen. Magdalene hatte einen zufriedenen Hausstand gehabt; aber das Glück, Kinder zu besitzen, war ihr versagt geblieben. Doch so schwer sie diesen Mangel empfand: sie hatte nicht träge die Hände in den Schoß gelegt. Der mildtätige Geist des Elternhauses hatte auch in ihrem und ihres Gatten Haus seine Stätte gefunden. Kein Armer ging unbeschenkt von ihrer Türe; manche stille Träne ward von ihr getrocknet.

Da hörte eines Tages Frau Magdalene von einem heftigen Offizier, der wegen schwerer Verwundung frühe hatte verabschiedet werden müssen. Man hatte ihm, da er mittellos war, eine Flucht-Zimmer in dem unfern von Frankfurt gelegenen Schloßchen Lichtenberg zur Wohnung überlassen, und dort war seine Gattin verstorben, und der Ehemann war mit sechs kleinen Kindern zurückgeblieben. Sie überzeugte sich von der bedrängten Lage des Mannes und nahm dann in Übereinstimmung mit ihrem edlen Ehegatten die beiden jüngsten Töchterchen an Kindes Statt an, und eine derselben war die Mutter des Verfassers dieser Erzählung. Für die Erziehung der anderen Kinder versprach sie nach Kräften zu sorgen. Ob es allein ihr Wohlthätigkeitssinn war, der sie hierin leitete, ob nicht auch in etwas das einen Einfluß übte, daß es gerade ein heftiger Offizier mit seinen Kindern war, dem sie Wohlthat erweisen konnte, das hat sie niemandem gesagt. War es der Fall, dann ist es ihr selbst nicht klar bewußt gewesen; denn von der Stunde an, da sie ihrem Gatten die Hand zum Ehebunde gereicht, hatte sie ihm auch mit voller Seele angehört und jeden Gedanken, der etwa zu Consbruch

zurückföhren konnte, verbannt. Jedenfalls ist sie die treueste Pflegemutter ihrer Kinder geworden.

Inzwischen liefen die Weltgeschichte ihren aufgeregten Gang. Eisen lastete auf Frankfurt die Gewalt Napoleons. Eine schwere Besteuerung war unter Dalberg auf den Frankfurter Kaufmannsstand gelegt worden, und als nun die Kontinentalsperre kam, ward davon Frankfurt vor allem betroffen. Des hohen Zolls wegen konnten die Kaufleute keine Waren nach Frankreich ausführen, wurden aber mit französischen Waren überschwemmt. Im Jahre 1810 brach ein Heer von französischen Zollbeamten in der alten Mainstadt ein. Massen von bezahlten und versteuerten Fabrikartikeln wurden als sogenannte englische Waren beschlagnahmt und für Rechnung der französischen Kassen versteigert oder verbrannt. Dazu fanden neue Erpressungen bei den Begüterten statt. Zahllose Geschäftszusammenbrüche waren die Folge.

All die schweren Leiden und Bedrängnisse, die täglichen Sorgen hatten dem alten Herrn Kopfermann das Herz gebrochen; er war Ende 1810 gestorben, und wenige Monde später schloß sich ihm sein Schwiegersohn, der Teilhaber seines Geschäftes gewesen, im Tode an. So ward Magdalene früh eine Witwe. Sie und ihre Mutter beschloßen, die Handlung, deren Betrieb unter den damaligen Verhältnissen doch keinen Gewinn versprach, vielmehr den Bestand des vorhandenen Vermögens weiter schädigen konnte, eingehen zu lassen. Nikolaus Kopfermann hatte die Abwicklung der zu ordnenden Geschäftsverhältnisse übernommen. Da kam ein neuer Schlag.

Frankfurt hatte Truppen zu den Kämpfen Napoleons mit Preußen und Rußland stellen müssen, es war dann gezwungen worden, ein Bataillon auszuheben, das dem Gewalthaber zur Unterwerfung der Spanier dienen sollte. Kaum waren die Truppen aus Spanien zurückgekehrt, als Bonaparte eine neue Blutsteuer forderte. Zwei Bataillone sollten ausgerüstet werden zum Kampfe gegen Rußland.

Seither hatten die Reicheren bei den Aushebungen Einstreher stellen können. Aber woher sollten in jener Zeit Einstreher genommen werden? Keine Zahlung war groß genug, daß sich die Geringbemittelten zu einem Feldzug nach dem unwirklichen Rußland bewegen ließen, zudem durch das Volk die Ahnung ging, dieser Kampf werde für den kriegsgeübten Feldherrn ungünstig ausschlagen. So kam es, daß auch Nikolaus Kopfermann ausgehoben wurde, und keine Bitten seiner Mutter, da er doch der einzige Sohn einer Witwe sei, hatten den geschmeidigen Diener Napoleons, den Großherzog, veranlassen können, die getroffene Maßregel zu ändern.

Im Februar 1812 war das Bataillon, dem Nikolaus eingereiht war, aus der Vaterstadt ausmarschirt. Es hatte zunächst sein Standquartier in Königsberg gehabt. Von dort waren im Oktober die letzten Briefe von Nikolaus eingelaufen, daß die Division Loison, zu der die Frankfurter gehörten, demnächst

nach Rußland nachrücken werden. Von da an fehlte jede Nachricht. In den maßgebenden Kreisen des großherzoglichen Hofes gefiel man sich noch in dem Gedanken, Napoleon sei, wie gewohnt, siegreich. Hatte er doch nur Siege über die Russen verkünden lassen. Und als das 29. Bulletin vom 3. Dezember, das endlich den Mißerfolg der französischen Waffen zugegab, erschien, erklärte Dalberg dasselbe für eine Fälschung. Erst Ende Dezember, als man hörte, Napoleon sei Mitte des Monats im Sechsspänner nach Paris durchgereist, sicherte die Wahrheit durch.

Wo aber die Frankfurter geblieben, wo die einzelnen Angehörigen der beiden Bataillone, darüber konnte man nichts erfahren.

Es war am 10. Januar 1813, als ein hochgewachsener Krieger auf der Straße von Lyt her vor den Toren von Königsberg ankam. Man sah ihm den Offizier an, obschon seine Uniform kaum mehr etwas von dem Range, den er bekleidete, von der Waffengattung, der er angehörte, erkennen ließ. Haar und Bart waren verwildert, das Angesicht legte Zeugnis ab von den furchtbaren Entbehrungen, die er durchgemacht. Müde schlich er dahin, auf einen Stab gestützt, ob er schon einen Degen an seiner Seite trug. Erstaunt merkte er auf die Bewegung, die in der Stadt war. Überall herrschte Freude und Jubel unter der Einwohnerschaft, Hochrufe erschallten auf den König, auf York, auf die russische Armee. Er hielt einen Bürgermann an und fragte ihn, was geschehen sei, und er hörte die Kunde, daß der französische Marschall Macdonald, der an der Grenze gestanden, den Rückzug angetreten und von den Russen verfolgt werde, der Preußengeneral York aber von Macdonald sich getrennt und mit seinem Hilfskorps auf Seite der Russen getreten sei, daß überallher Freiwillige zu Yorks Fahnen strömten.

Ein Freundschein ging über des Offiziers Angesicht. So war denn die ersehnte Stunde da!

Mit klopfendem Herzen begab er sich zur Kommandantur, um eine Audienz bei General York nachzusuchen. Er mußte lange warten. Ordonnanzten kamen auf Ordonnanzten, Edelleute, die Freiwillige anmeldeten, und sie alle gingen vor. Endlich ward der Offizier hereinbefohlen.

Er stand vor dem General, der, hochgewachsen wie er selbst, ihn mit scharfen Augen ansah. Ganz der eiserne York, wie ihn seine Soldaten nannten.

„Wer sind Sie?“

„Ich bin Oberst Consbruch vom achten Armeekorps und komme, um mich zum Eintritt in die preußische Armee zu melden!“

„Aus welchem Lande stammen Sie?“

„Ich bin Hesse von Geburt und bin in westfälischen Dienst übernommen worden.“

„Und was treibt Sie, jetzt gegen Frankreich zu kämpfen?“

„Die Liebe für mein deutsches Volk, General! Ich habe immer mit Verbitterung auf französischer Seite gestanden. Ich habe Dörenberg beneidet, als er den

leider gescheiterten Aufstand in Westfalen ordnete. Aber was tun? Ringsum war alles auf rheinbündlerischer Seite. Ich ward mit in das Verhängnis gezogen, aber diese Waffe gehört dem Vaterland! Ich habe in Rußland gekämpft, nicht für die Sache, nur für mein Leben.“

Des Generals Augen sprühten Feuer.

„Kamerad, Sie sind mein Mann. Das ist das Material, das ich brauche. Können Sie sich ausweisen über Ihren seitherigen Rang?“

Der Offizier zog eine Anzahl Papiere hervor, auch Orden, die er auf den Schlachtfeldern erhalten. Er habe sie nicht an der Brust mehr tragen wollen, da er sich ihrer schäme.

„Die Stellung, die Sie hatten, werde ich Ihnen nicht mehr geben können. Die Freiwilligen, die ankommen, bringen zumeist Offiziere a. D. mit, die wieder eintreten wollen.“

„Geben Sie mir jeden Rang, der Ihnen paßt. Ich bin bereit, als Unteroffizier mitzukämpfen.“

„Da fällt mir ein,“ erwiderte York, „daß in der Umgebung von Gumbinnen, von Ulst viele versprengte Deutsche sein sollen. Ich darf nach dem Abkommen mit den Russen mich rekrutieren und neu organisieren. Reiten Sie dahin und raffen Sie zusammen, was Sie an weisungsfähigen Leuten finden, die ein Herz haben für Preußen, für Deutschland. Dann bekommen Sie ein Bataillon oder ein Regiment zu führen. Darf ich fragen, ob Sie bei Kasse sind, um sich zu equipieren und ein Pferd zu kaufen?“

„Ich habe noch einige Friedrichsdor. Leider habe ich meinen Kreditbrief verloren und ich muß erst nach England schreiben, um von meinem Oheim einen anderen zu erhalten.“

„Ich werde Ihnen eine Verbürgung auf ein hiesiges Bankhaus, von dem Sie Geld nehmen können, ausstellen. Hier habe ich noch Kredit; bei meinem König — und das strenge Auge ward feucht — werden eben keinen.“

„General, der wird bald wieder da sein. Ich danke für all Ihre Güte und will alsbald Ihrem Befehl folgen.“

„Gott geleite Sie auf Ihrem Wege,“ sagte York, ihm die Hand reichend. „Und nicht zu viele Anstrengungen auf einmal! Schlaf und gute Ernährung sind Ihnen nach Ihrem Aussehen offenbar noch recht nötig.“

Zwei Tage später ritt ein Reiter auf einem starken Rosse aus Königsberg hinaus. Er trug Militärhosen, aber einen einfachen Rock, bedeckt von einem starken großen Mantel. Kaum hatte er die Landstraße erreicht, als schon ein Pilett Kojalen ihn anhielt, die einen Trupp Gefangener vor sich hertrieben. Als er aber den Ausweis des Generals York, monatlich der vormals westfälische Oberst Consbruch jetzt für Preußen angeworben sei, vorzeigte, salutierte der Offizier und ließ ihm Platz machen.

Yorks Name und seine Heldentat des Abkommens von Tauroggen waren schon allenthalben bekannt.

Oberst Conbruch machte darum unter den Deutschen, die noch halbwegs diensttüchtig waren, eine reiche Ernte. Wie mit einer Stimme entschlossen sie sich, in preussische Dienste zu treten. Sie ordneten sich, von den russischen Offizieren freigelassen, um unter des Obersten Führung in den nächsten Tagen abzumarschieren.

Aus einem kleinen Hause trat in armseliger Uniform ein Hauptmann aus dem früheren Regimente Conbruchs. Der die Spuren großen Glends an sich tragende Offizier grüßte seinen Vorgesetzten ehrfurchtsvoll und, als er von Conbruchs Auftrag hörte, bat er alsbald, ihn unter seine Schar aufzunehmen.

Noch wahrte beider Gespräch, als an der Türe des Häuschens ein Soldat in französischer Uniform, auf zwei Krücken gelehnt, erschien. Er sah bleich und verkümmert aus, sein rechtes Bein hing hilflos herunter. „Einer aus der Division Poisson,“ flüsterte der Hauptmann; „er soll ein Frankfurter sein.“

„Wo sind Sie verwundet worden?“ fragte ihn Oberst Conbruch.

„Ich bin überhaupt nicht in den Kampf gekommen. Wir sind am 1. November als Nachschub von Königsberg abmarschirt, und hier kam ich unter das Rad eines Geschützes, daß mir der Knöchel zerbrochen ward.“

„Sie sind ein Frankfurter, wie ich höre?“

„Jawohl — Aber — wenn die Frage erlaubt ist — wer sind Sie?“ fragte der Soldat bewegt und harre unverwandt auf den Säbel, auf den sich der Oberst stützte. Diesen Säbel sah ich einmal in meinem alterlichen Hause in Frankfurt. Sie sind doch nicht Leutnant Conbruch?“

„Allmächtiger Gott!“ rief der Offizier erschreckt und blickte in des Verkümmelten Angesicht. „Sie sind am Ende der kleine Nikola? Wie kommen Sie hierher? Was machen Ihre Eltern? Ihre Schwester?“

„Mein Vater ist schon lange gestorben, auch mein Schwager. Nur meine Mutter lebt noch mit Magdalenen zusammen.“

Auf weiteres Befragen erzählte er dann, wie er ausgehoben worden sei, wie er schon dreimal von Elft nach Haus geschrieben, aber keine Antwort erhalten habe; offenbar könne man jetzt auf eine Beförderung der Briefe nicht rechnen. Auch das Geld sei ihm, nachdem ihm der größte Teil seiner Barschaft gestohlen worden, ausgegangen.

Der Oberst reichte ihm tieferschüttert die Hand. „Vor allem ist es nötig, lieber Nikola,“ sprach er, „zum altgewohnten Du übergehend, „daß du möglichst bald in die Heimat kommst, und dafür will ich sorgen. Fühlst du dich stark genug, morgen nach Königsberg fahren zu können?“

Nikolaus nickte bejahend. Am andern Morgen stand ein Schlitten mit zwei Pferden, an die noch Conbruchs Pferd gereiht wurde, vor der Türe. Auf einem weichen Lager von Stroh und Dedern, umhüllt mit einem warmen Pelze, ward der Leidende gebettet. Der Oberst nahm neben ihm Platz und konnte mit Freuden sehen, wie sein Pfleger auf dem bequemen Lager bald in einen tiefen erquickenden Schlaf versank. Zwei Tage fast

wurden in Königsberg gemacht. Von dort schrieb Nikolaus an die Seinen nach Haus und legte ihnen alles Geschehene dar, zugleich angehend, in welcher Zeit er in der Heimat einzutreffen hoffe.

Auf dem Heimweg gab ihm Conbruch zwei Tagesreisen weit das Geleite. Unterwegs fragte er Nikolaus, ob dieser etwas von seinem früheren Verhältnis zu seiner Schwester wisse, und als dieser bejahte, die Mutter habe ihn vor einigen Jahren in alles eingeweiht, schüttete er ihm sein ganzes Herz aus, wie er anfangs, als er die Benachrichtigung von Magdalenen's Verlobung gehört, außer sich gewesen, ja im stillen über Treulosigkeit geklagt, wie er aber



Am andern Morgen stand ein Schlitten mit zwei Pferden vor der Türe.

doch bald sich zurechtgefunden, Magdalenen keine Schuld beigemessen, sondern alles als eine Schicksalsfügung erkannt habe. Wie sehr aber sein Herz allezeit an der Schwester gehangen, das möge er sehen. Er zog eine silberne Kapsel hervor, in der vertrocknete Blumen lagen. Das seien Blumen, die ihm einst Magdalene vor dem Abschiede von ihr geschenkt. Sie seien nicht von seinem Herzen gekommen, und wenn die Kapsel, die sie berge, von einer feindlichen Kugel geschädigt worden sei, die Blumen darin lägen unverletzt, und ihr Name spreche täglich zu seinem Herzen. „Ist es Gottes Wille, daß ich gesund zurückkehre, dann komme ich nach Frankfurt, das sage auch Magdalenen.“

Acht Tage später traf Nikolaus in Frankfurt ein. Wie erschrafen Mutter und Schwester, obwohl sie von seinem Leiden benachrichtigt waren, als der bleiche, die Spuren schwerer Erkrankung an sich tragende Mann aus dem Schlitten in das Haus gebracht ward. Eine Ahnung, daß das Maß der Leiden, das über sie verhängt war, noch nicht erschöpft sei, ging durch ihre Seelen.

Aber als Nikolaus erzählte, was alles Conbruch für ihn getan, was er ihm aus seinem inneren Leben enthüllt, wie er hoffe, nach dem Kriege nach Frankfurt kommen zu können, da falteten die beiden erschüttert die Hände.

Von dem Obersten liefen noch zwei Briefe an Nikolaus ein. Er erzählte von der Begeisterung, die sich in Preußen zeige angesichts der Hoffnung, die Befreiung Deutschlands zu erkämpfen, und schloß ehrsüchtvollste Grüße an Frau Kopfermann und Frau v. Bergstadt an. So sehr auch seine Briefe eine herzliche Liebe für Nikolaus bekundeten: man merkte doch, daß sie mehr für Magdalenen bestimmt seien.

Diese äußerte sich nicht. Ihr Herz ward von Hoffnung und Furcht hin und her geworfen. Es lebte in ihr die alte, nie ganz geschwächte Liebe ihrer Jugendjahre auf und dabei litt sie unter der fortwährenden Befürchtung, daß ihr Jugendtraum auch jetzt nicht zur Erfüllung kommen, daß sie den hienieden nicht mehr sehen werde, an dem ihre Seele hing. Wie vor zwanzig Jahren, so harrete sie wieder auf Briefe von ihm.

Aber umsonst. Ein langes Schweigen folgte.

Endlich Mitte Juni kam ein Schreiben eines Geistlichen aus Bausen an Nikolaus an, das eine erschütternde Nachricht brachte. Er sei, so schrieb der Geistliche, am 24. Mai zu einem preußischen Offizier gerufen worden, der, in der vier Tage vorher stattgehabten Schlacht bei Bausen durch einen Granatsplitter schwer verwundet, sichtlich dem Ende nahe gewesen sei. Nachdem er demselben auf seinen Wunsch das Abendmahl gereicht, habe er von ihm den Auftrag erhalten, seinen Säbel und eine Kapsel mit verdorrtten Blumen — offenbar eine Reliquie — an Herrn Nikolaus Kopfermann in Frankfurt zu senden, als das letzte Geschenk des sterbenden Freundes an ihn und die Seinen.

Magdalene verschwand, nachdem sie den Brief gelesen, aus dem Kreise der Ihren. Erst nach zwei Tagen erschien sie wieder gefaßt und gottergeben. Still ging sie wie zuvor ihren Pflichten nach im Haushalte, in der Pflege der Mutter und des kranken Bruders, in der Erziehung ihrer Töchter. Nach mehreren Monden erlebte sie den tiefen Schmerz, daß ihr Bruder Nikolaus nach langem Siechtum starb, und einige Jahre später verlor sie auch die teure Mutter. So ward ihr Leben immer stiller. Sie lebte ganz den heranwachsenden Kindern, dem Umgang mit wenigen alten Freunden und den Übungen der Wohltätigkeit. Die herangewachsenen Töchter verheirateten sich etliche Jahre später, die eine mit einem rheinischen Juristen, die andere — und das war meine Mutter — mit einem nassauischen Geistlichen, der in den in Frankfurt verlebten Kandidatenjahren viel in das Bergstädtische Haus gekommen und Frau Magdalenen's rechte Hand bei den Werken der Barmherzigkeit gewesen war. Die mehr und mehr sich vereinsamt fühlende Frau löste dann bald ihren Haushalt auf und lebte bei ihren Kindern, vor allem in meinem elterlichen Hause, eine liebevolle Mutter ihrer Kinder, eine liebevolle Großmutter ihrer Enkel.

Als sie starb, zeigte sich recht die große Verehrung, die sie in allen Kreisen genoßen. Es geleiteten sie nicht bloß die Höherstehenden, bei welchen die hochgebildete Frau in großem Ansehen gestanden, zu Grabe,

nein, auch die Ärmsten gaben ihr das Geleit. Da war ein alter blinder Waterloo-Kämpfer, der, von seiner Tochter geführt, mit zum Grabe seiner Wohltäterin ging; alte gebrechliche Mütterchen, die es nicht versagen konnten, ein letztes Dankeswort für alles das, was sie getan, ihr nachzurufen. Es war ein Begräbniß wie bei der Tabea der Apostelgeschichte, um welche die Witwen „weinten und zeigten die Röcke und Kleider, die sie von ihr erhalten.“ Bis über ihren Tod hinaus hatte sie für die bekannnten Armen der Stadt gesorgt. Noch lang Jahre bis zu ihrem Ende kamen die Armen Sonntag abends zu meiner Mutter, um die Wochenunterstützung zu erhalten, die ihnen für Lebenszeit oder der Entschlafenen ausgesetzt war.

Erst als ich ein Mann war, hörte ich ihre Lebensgeschichte, und da ging mir auch ein Licht auf, warum sie so bewegt gewesen war und Tränen vergossen hatte, als ich ihr einen Tag vor ihrem Abschiede als elfjähriger Knabe einen Strauß Bergglockenmisch die ich am Bache für sie gepflückt, auf das Krankenbett brachte, und welche Bedeutung der mit einem schwarzen Flor umhüllte Säbel, der an der Wand eines meist in Verfluß gehaltenen Zimmers ihre Wohnung hing, für sie gehabt hatte!



Sinnsprüche.

Ein jeder lernt auf seiner Lebensreise:
Die Wahrheit ist nur immer eine Waise.
Doch wird sie noch so bitterlich verstoßen —
Sie kommt zurück und klopft ans Pförtchen leihe
Dort wieder an — wo man der Obdachlosen
Schon hundertmal versagte Trank und Speise!

Ein Siebelsstückchen. Vier schmale Wände.
Das Kind spielt am Tische. Die Frau regt die Hände.
Im Ofen brodel't; rings Sturmgetöse;
Der Mann tritt ins Stübchen, mit Schöne behangen.
„Schön guten Abend!“ — Ein Kuß auf die Wangen.
Du Bild der Armut — wie bist du schön!

Otto Frommer.

Ich kaufe Kathreiners Malzkaffee!

Kathreiners Malzkaffee
schmeckt fein —
und ist gesund für
Groß und Klein.



1

Ich mahle Kathreiners Malzkaffee!

Willst Du was gutes,
Kind,? — so geh'
Und hol' Kathreiners
Malzkaffee! —



2

Ich koche Kathreiners Malzkaffee!

Kathreiners Malzkaffee
kochen will ich,
weil er ist immer
gut und billig!



3

Ich giesse Kathreiners Malzkaffee durch!

Soll'n Eure Kinder
fröhlich gedeihn,
Schenkt ihnen Kathreiners
Malzkaffee ein! —



4



1

Ich trinke Kathreiners Malzkaffee!

Was ist das? billig,
gesund und fein? —
„Das kann nur Kathreiners
Malzkaffee sein!“ —



5



3



2



4



Spielregel:

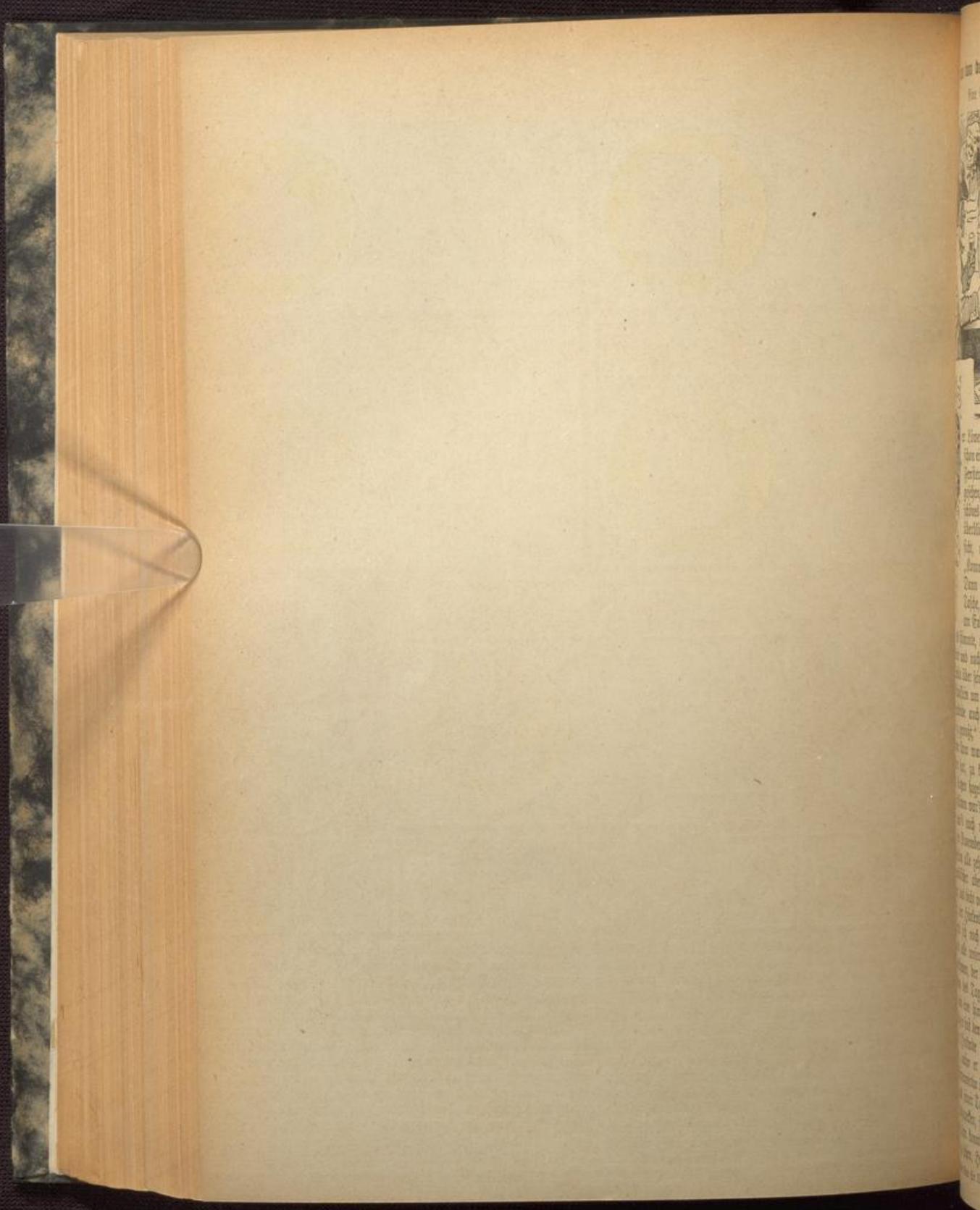


Die 5 Karten sind auszuschneiden, auf 5 etwa doppelt so
große Kartons zu kleben und der Reihenfolge nach auf den
Tisch zu legen. Ebenso werden die runden Marken („Heinzelmännchen“)
ausgeschnitten und auch die 6 Würfelflächen (1—W. 6); mit den letzteren ist irgend ein Würfel zu
benutzen. Jeder Spieler erhält ein „Heinzelmännchen“ als
Smarke. (Wollen mehr als 4 Personen mitspielen, kann
man sich weitere Heinzelmännchen leicht anfertigen.) Jeder
Spieler muß nun zunächst das „Paket“ würfeln; gelingt
dies, dann darf er sein Heinzelmännchen auf die Karte
setzen und muß sagen: „Ich kaufe Kathreiners Malz-
kaffee!“, hierauf darf er noch mal würfeln. Wenn er das
Ergebn der nächstfolgenden Karte würfeln, dann darf er sein
Heinzelmännchen auf diese weiterschieben, muß aber gleich-

zeitig jedesmal den am Kopfe der Karte stehenden Satz
sagen, also bei der Kaffeemühle z. B.: „Ich mahle Kath-
reiners Malzkaffee!“ u. s. w. Wer das richtige Bild nicht
würfeln, darf nicht ein zweites Mal würfeln, sondern muß
warten, bis bei der nächsten Runde die Reihe wieder an
ihn kommt. Wer zuerst mit seinem Heinzelmännchen die
Karte Nr. 5 erreicht und sagen kann: „Ich trinke Kathreiners
Malzkaffee!“, der hat das Spiel gewonnen. — Wer die Nach-
ahmung würfeln, muß sein Heinzelmännchen um eine Karte
zurückschieben; nur dann nicht, wenn das Heinzelmännchen
noch auf dem Paket steht. Wer den zur Karte gehörigen
Satz („Ich kaufe Kathreiners Malzkaffee“ u. s. w.) zu sagen
vergisst, sobald er sein Heinzelmännchen darauf setzt, wird
bei der nächsten Runde beim Würfeln übersprungen.

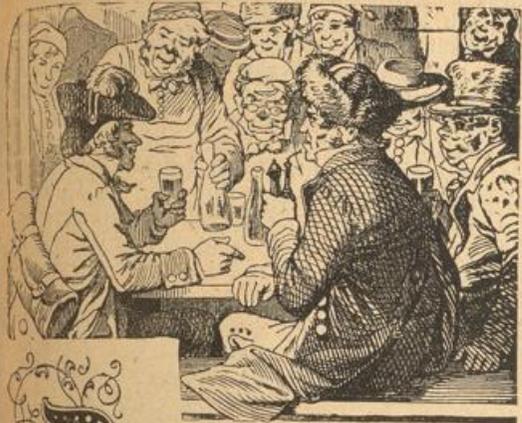
Nachdruck verboten





Wie man von der Luft leben kann.

Eine Standrede.

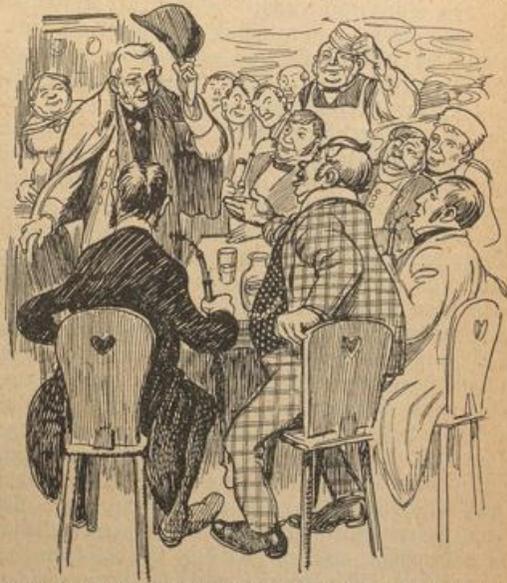


Der Löwenwirt von Vietigheim hatte schon ein paarmal ängstlich zu einem Fenster seiner Wirtsstube hinausgesehen, von dem aus man ein schönes Stück der Lehrer Landstraße überblicken konnte, mit einem Gesicht, als ob er fragen wollte: „Kommt er, oder kommt er nicht?“ Dann zog er einen Brief aus der Tasche, um nachzusehen, ob er sich am Ende doch im Datum versehen

hatte. Aber es stimmte, und als er den Brief wieder eingesteckt hatte und noch einmal hinaus sah, flog ein freudiges Lächeln über seine Züge, denn eben bog des Hinkenden Ghaislein um die Ecke, und jetzt winkte ihm der Hinkende auch mit seinem Krüdstock zu. „Ich hab's ja gewußt,“ meinte der Löwenwirt, „auf den Hinkenden kann man sich verlassen, und wenn er versprochen hat, zu kommen, so kommt er auch, und wenn's Raketen hagelt!“

Ganz so schlimm war's nun mit dem Wetter nicht, schon aber war's auch nicht, ein trüber Sonntag nachmittag im November, und der Schnee und der Regen wechselten alle zehn Minuten miteinander ab. Um so gemüthlicher aber war es in dem großen Wirtszimmer, das dicht von Gästen besetzt war, denn die Nachricht, der Hinkende werde zu einer Standrede kommen, hatte sich noch immer als eine Zugkraft bewährt, und alle unsere alten Bekannten waren vollständig erschienen, der Barbier Peter hatte sich sogar zu Ehren des Tages einen hohen, modernen Strohtragen und eine himmelblaue Krawatte umgebunden, so daß er fast den Kopf nicht bewegen konnte. Nachdem der Hinkende die alten Freunde herzlich begrüßt hatte, nahm er oben am Tische Platz und während die Löwenwirthin ihm sein Schöppllein brachte, fing er an, aus seiner Tasche allerlei Fläschlein und Pulverchen auszupacken, so daß der neugierige Peter sich nicht enthalten konnte, zu sagen: „Aha, heute gibt es etwas zu sehen, Hinkender! Am Ende macht

Ihr gar noch Extremete?“ — „Experimente habt Ihr wohl sagen wollen? Nun, wir werden sehen,“ berichtigte lachend der Hinkende. Und nachdem er sich mit einem kräftigen Schluck gestärkt und erwärmt hatte, begann der Hinkende seine Standrede wie folgt: Liebe Freunde! Es ist noch nicht viel über hundert Jahre her, daß in Darmstadt einem kleinen Material- und Farbwarenhändler namens Liebig ein Sohn geboren wurde, der in der Taufe den schönen Namen Justus erhielt, denn Justus heißt der Gerechte, und er ist wirklich später auch in seinem Fache der „rechte Mann“ geworden, und wir haben ihm außerordentlich viel zu verdanken, denn er ist der Urheber eines der wichtigsten Zweige der Chemie, d. h. der Lehre von den Stoffen, ihrer Bildung und Umbildung geworden, nämlich der Agrilkulturchemie oder landwirtschaftlichen Stofflehre. Als der junge Justus in die lateinische Schule kam, machte er aber seinen Lehrern durchaus keine Freude. „Aus dem wird einmal nichts Rechtes,“ meinten sie. Wie diese Professoren geheißten haben, weiß heutzutage wohl kein Mensch mehr; den Namen Justus von Liebig aber kennt jedes Kind. Nun sollte er Apotheker werden, denn „dazu lange sein Latein gerade noch hin,“ meinten seine Lehrer. Aber auch da tat er nicht gut, und als der vorwichtige Lehrling in der Apotheke in Heppenheim an der



Um so gemüthlicher aber war es in dem großen Wirtszimmer, das dicht von Gästen besetzt war.

Bergstraße einmal auf eigene Faust chemische Experimente mit Knallsilber machte, flog die Geschichte in die Luft und der erzürnte Prinzipal jagte den ungerathenen Jungen zum Hause hinaus. Nun, das kleine Unglück war vielleicht sein Glück, denn als er hierauf wieder in sein väterliches Haus nach Darm-



stadt zurückgekehrt war, wollte es der Zufall, daß sein damaliger Landesfürst, der Großherzog Ludwig I. von Hessen, Interesse für den jungen Mann gewann und ihn durch seine Unterstützung in den Stand setzte, die Universität Bonn zu besuchen. Zu jener Zeit war aber Paris der Hauptsitz der Naturwissenschaften, und dahin ging nun auch der junge Studiosus Liebig im Jahre 1822. Da hatte er wieder Glück: denn hier lernte er den großen Gelehrten Alexander von Humboldt kennen; auf Humboldts Empfehlung wurde der erst einundzwanzigjährige Liebig zum außerordentlichen Professor der Chemie in Gießen ernannt. Bisher hatten sich die Gelehrten meist nur mit den Stoffen der toten Natur, den Mineralien, beschäftigt. Liebig nun war einer der ersten, der auch die Stoffe, die in den Pflanzen und Tierkörpern vorkommen, zu untersuchen anfing, und so ist er allmählich der Vater der modernen rationellen, d. h. der vernunftgemäßen Art der Bodenkultur geworden. Klingt es nun aber nicht merkwürdig, daß ein Mann, der nie einen Pflug oder eine Mistgabel in der Hand gehabt hat, vom Schreibtisch aus dem Landwirt sagen konnte, wie er den Boden behandeln müsse, um ihm dauernd die größte Ertragsfähigkeit zu geben? Auch die Antwort auf die Frage nach der Verwendung des in manchen Ländern — z. B. in Südamerika — beinahe wertlosen Fleisches, das in andern Ländern, z. B. in Europa, ebenso teuer wie vielbegehrt ist, hat bekanntlich ebenfalls Liebig gegeben: seinen Fleischart hat er heute jeder Kuh und dem Liebig'schen Ersatz der Muttermilch hat es heute mancher junge Weltbürger, der dies vielleicht gar nicht ahnt, zu verdanken, daß er dem Leben erhalten worden ist. Dreißig Jahre lang hat Liebig an der Universität zu Gießen zum Nutzen und Segen der Menschheit gelehrt und die letzten zwanzig Jahre seines Lebens in München noch in dankenswertester Weise für das Wohl der Menschheit gewirkt, wo er, nahezu sechzig Jahre alt, im Jahre 1873 gestorben ist. Das sind nun schon wieder über dreißig Jahre her. Und seitdem ist wieder viel Neues und Gutes zum Segen der Menschheit erdacht und erfunden worden. Gegenwärtig ist es bekanntlich die Elektrizität, die fast jeden Tag neue Wunder ans Tageslicht bringt und die sicher noch lange nicht ihren letzten Trumpf ausgespielt hat. Und wenn nächstens der Hinkende einen Brief vom Löwenwirt bekommt, er möge einmal nach Vietigheim kommen, um zu sehen, wie flott sein neuer elektrischer Pflug oder seine elektrische Drechselmaschine arbeitet, so würde ihn das kaum sehr überraschen. Die neueste wirkliche Errungenschaft aber — und sie ist noch nicht viel über ein Jahr alt, das ist die, daß man auch von der Luft leben kann. Daß das nicht ganz wörtlich zu nehmen ist, das brauche ich nicht zu sagen, und doch ist es zu dreiviertel die reine Wahrheit. Wir wollen nun zunächst einmal untersuchen, was die Luft eigentlich ist, d. h. welche Grundstoffe sie enthält, und dann, was diese Stoffe für unsern Körper für eine Bedeutung

haben. Die Luft nun ist nichts anderes als ein Gemisch von zwei gänzlich verschiedenen, einfachen, d. h. nicht weiter zerlegbaren Gasarten, von welchen man die eine Sauerstoff, die andere Stickstoff genannt hat. Der Sauerstoff bildet dabei den weitaus kleineren Bestandteil, denn auf 100 Raumteile atmosphärischer Luft kommen nur 21 Raumteile Sauerstoff, dagegen 79 Raumteile Stickstoff. Ihr alle wißt nun, daß wir, um leben zu können, durch Atmen unserer Lunge beständig Luft zuführen müssen, aber verbraucht wird dabei nur der Sauerstoff, während der Stickstoff unverändert wieder ausgeatmet wird; unsere Lunge braucht ihn nicht und kann nichts mit ihm anfangen. Für unsere Ernäh-



Wenn der Knöpflebauer mit seinen Ochsen und dem Güllenwagen aufs Feld hinausfährt.

rung aber ist der Stickstoff einer der allerwichtigsten und unentbehrlichsten Stoffe, aber auch unser Magen könnte mit dem reinen, gasförmigen Stickstoff nicht anfangen, er kann ihn nämlich nur in der Form und in jenen Zusammensetzungen mit andern Stoffen verarbeiten, die in den Pflanzen enthalten sind, d. h. in unsern täglichen Nahrungsmitteln. Wenn wir diese Nahrungsmittel nun chemisch zerlegen, so finden wir, daß sie fast ausschließlich aus den Grundstoffen oder Elementen: Kohlenstoff, Sauerstoff, Wasserstoff und Stickstoff zusammengesetzt sind. Aber leider sind nun auch die Pflanzen mit wenig Ausnahmen nicht in diesem Zustande, den ihnen so nötigen Stickstoff direkt aus dem kolossalen Vorrat, den die Luft bietet, zu entnehmen. Da muß nun der Mensch auf künstliche Weise nachhelfen, und wenn an einem schönen Vormittag der Knöpflebauer mit seinen Ochsen und dem Güllenwagen aufs Feld hinausfährt, so weiß er zwar wohl, wie nötig das ist, wenn der Acker etwas tragen soll, aber ich bezweifle, ob er auch weiß, warum dies so ist, und daß das, was er hier dem Acker in einer so düstigen Art zukommen läßt, in der Hauptsache nichts anderes ist, als eben der Stickstoff. Daß wir dies jetzt so genau wissen und noch vieles andere, das eben ist das unsterbliche Verdienst

des Meisters Liebig, von dem ich Euch vorhin erzählte habe. Also der Stickstoff ist es, von dem wir uns fragen müssen: wo nehmen wir nur genug davon her? Denn auch der größte Dunghaufen und die tiefste Güllegrube sind nicht unerschöpflich, wie jeder Bauer weiß. In bezug auf den Kohlenstoff sind wir besser daran: jeder von uns weiß, daß wir beim Ausatmen reichlich wieder Kohlenäure von uns geben, ein Gas, das, wenn es wieder für sich eingeatmet wird, direkt betäubend und vergiftend wirkt, weshalb man auch, wie jeder weiß, keinen Keller betreten darf, in dem sich gärender Wein befindet, ohne ihn vorher gelüftet zu haben, denn bei der Gärung findet ebenfalls eine starke Kohlenäureentwicklung statt. Aber die Kohlenäure ist es auch, die am meisten die Luft verschlechtert in einem Raume, in dem sich viele Menschen gleichzeitig aufhalten. Nun werdet Ihr fragen: Ja, was geschieht denn mit dieser Kohlenäure? Mit der Zeit müßte ja durch das Atmen der vielen Millionen Menschen und Tiere die Luft so verschlechtert, d. h. mit Kohlenäure überfüllt werden, daß man überhaupt nicht mehr atmen könnte, und das ist richtig, besonders wäre es für uns aus dem Grunde fatal, weil die Kohlenäure uns nicht den Gefallen täte, in die Höhe und über die Wolken zu steigen, wo sie uns nichts mehr schaden könnte, sondern sie hat im Gegenteil die Neigung, schön unten auf dem Boden zu bleiben, denn sie ist schwerer als die übrige Luft. Da ist es nun von der Natur gar weise eingerichtet, daß die Pflanzen in bezug auf die Kohlenäure nicht so spröde und kostverächterisch sind wie gegenüber dem Stickstoff: sie nehmen die Kohlenäure willig auf, zerlegen sie unter dem Einflusse des Sonnenlichtes in ihre Bestandteile Sauerstoff und Kohlenstoff, wobei sie den letztern zu ihrem Aufbau benutzen. So reinigen die Pflanzen für uns die Luft, und wir liefern ihnen, ohne es gewöhnlich zu wissen, einen unentbehrlichen Bestandteil ihres Organismus. Wir haben also jetzt in der Hauptsache nur noch für die reichlichere Zufuhr des Stickstoffes zu sorgen, wenn wir volle Ähren und saftiges Viehfutter und Gemüse erzielen wollen. Da ist nun z. B. der Chilesalpeter ein herrliches Auskluftsmittel: der enthält nämlich Stickstoff in einer Menge, daß es eine Freude ist. Das weiß heutzutage jeder Landwirt, und so hat auch der Bedarf an Salpeter im Laufe der Jahre stets zugenommen: dreißig Millionen Zentner Salpeter werden bei uns jährlich eingeführt, die einen Wert von 300 Millionen Mark darstellen, und nicht weniger als vier Fünftel davon finden in der Landwirtschaft ihre Verwendung; die Salpeterlager in Chile sind aber auch nicht unerschöpflich, wie das Ultraglein der Witwe, und wenn sie, wie man berechnet hat, auch noch etwa vierhundert Jahre ertragsfähig sind, so kann es doch sicher nichts schaden, sich beizeiten nach einem Erfasse umzusehen. Da muß nun wieder einmal die Wissenschaft der bedrängten Menschheit zu Hilfe kommen, und sie hat glücklicherweise auch schon ein Mittel gefunden. Man hat nämlich

schon früher bemerkt, daß sich in der Luft bei starken Gewittern Dämpfe von Salpetersäure bilden. Die Salpetersäure aber ist nichts anderes als verbrannter Stickstoff und es handelte sich nun nur darum, ob man nicht auch auf künstliche Weise diesen Verbrennungsprozeß nachmachen könnte. Und das ist nun glücklicherweise gelungen. In großem Maßstabe wurden zunächst solche Versuche an den elektrischen Kraftwerken der Niagarafälle ausgeführt, aber die Sache wollte anfangs nicht glücken. Es heißt sogar, dieser erste Mißerfolg habe seinen Urhebern eine runde Million Dollar gekostet. Das aber hat andere nicht abgehalten, weiter zu probieren, und siehe da, schließlich ist die Sache doch gelungen. Jetzt wird nicht nur in Norwegen, sondern auch schon ganz in unserer Nähe, in der Badischen Anilin- und Sodafabrik in Ludwigshafen am Rhein, durch Verbrennen des Luftstickstoffes Salpetersäure fabriziert. Wenn ich sage: verbrennen, so muß ich aber auch genauer erklären, worin der Vorgang des Verbrennens eigentlich besteht, denn ich glaube, daß die wenigsten von Euch, den halbstudierten Barbier Peter nicht ausgenommen, eine klare Vorstellung davon haben, was Verbrennen eigentlich ist. Wenn ich hier diesen Papierfidius anzünde, um meine Pfeife in Brand zu setzen — der Hinkende verband bei diesen Worten das Unangenehme mit dem Nützlichen, indem er seine während des Nebens ausgegangene Pfeife wieder zum Dualmen brachte — so denkt Ihr wohl, das Papier sei zum größten Teile vernichtet worden, weil nur ein Häufchen schwarzen Kohlenrückstands geblieben ist. Das ist aber keineswegs der Fall; vernichten kann man überhaupt keinen Stoff, sondern nur denselben in eine andere Form umwandeln. Wenn Ihr die Verbrennungsgase, die sich beim Entzünden gebildet haben, die als graues Wölkchen in die Luft gegangen sind, wieder hättet auffangen und wägen können, zusammen mit dem kleinen Kohlenrückstand hier, so hättet Ihr zu Eurer Verwunderung sogar finden müssen, daß die Stoffmenge nicht kleiner, sondern sogar größer geworden ist: es ist nämlich noch ein neuer Stoff beim Verbrennen hinzugekommen, und das ist der Sauerstoff der Luft. Verbrennung ist nämlich nichts anderes als Verbindung eines Körpers mit Luftsauerstoff unter Feuererscheinung, wie z. B. auch die Verwesung eine solche ist, nur daß dort die begleitende Feuererscheinung fehlt. Die Verbrennung kann nun aber eine mehr oder weniger vollkommene oder unvollkommene sein, d. h. speziell in bezug auf den Stickstoff: er bildet mit dem Sauerstoff verschiedenartige Verbindungen, je nach der größern oder kleinern Menge Sauerstoff, die in dieser Verbindung enthalten ist. So ist z. B. auch das „Stickoxydgas“ von der „Salpetersäure“ nur dadurch verschieden, daß es weniger Sauerstoff enthält. Es ist aber sehr leicht, wenn man solches Stickoxydgas hat, dieses nun noch vollständig zu Salpetersäure zu verbrennen; der Appetit ist dem Stickstoff beim Essen gekommen, wie es auch vielen Menschen geht, die nicht gleich anbeißen wollen, und zwar nicht nur beim Essen — sondern

auch beim Arbeiten. Die Bauern lachten. „Jo, jo, bigott, sell isch woehr.“ meinte der Knöpflebauer, „der Dreschflegel z. B. isch am schwersten, wenn man ihn in d' Hand nimmt. Hat man ihn aber erst dreimal geschwungen, so meint man, er flieg' jekt von selber.“ — „Es ist mit allem so im Leben,“ bestätigte der Hinkende, „aller Anfang ist schwer.“

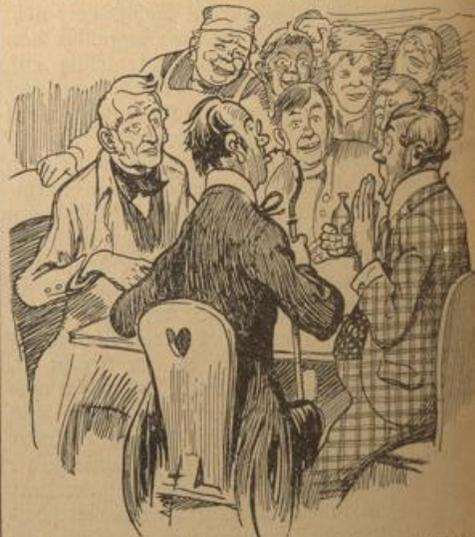


Da haben nun die Ingenieure den Finger an die Nase gelegt.

Wenn sich nun also der faule Stickstoff erst einmal dazu bequemt hat, ein Kostpröblein mit dem Sauerstoff zu machen, so ist die Sache gewonnen. Aber man muß ihm tüchtig einheizen, bis er sich dazu bequemt. Was meint Ihr wohl, welche Temperatur es dazu braucht? Ja, Kasparbäck, dazu würde nun einmal Euer nagelneuer Backofen nicht ausreichen, und wenn Ihr hundert Wellenbündel dran rücken wolltet. Der Stickstoff nämlich sagt: ich brauche dazu meine dreitausend Grad Celsius oder zweitausendvierhundert Grad Reaumur. Unter dem tu ich es nicht. Und damit Punktum! Das ist aber eine so fürchterliche Hitze, daß ein Mensch sich davon kaum eine Vorstellung machen kann. Höchstens durch einen Vergleich: von allen technischen Anlagen braucht der Porzellanofen eine der höchsten Temperaturen. Aber selbst dieser hitzige Geselle ist mit zwölfhundert Grad Reaumur zufrieden, also genau mit der Hälfte dessen, was der Stickstoff zum Verbrennen braucht. Hier ist nun natürlich mit Reisigwellen nicht viel auszurichten. Da haben nun die Ingenieure den Finger an die Nase gelegt und gesagt: „Dem Kerl wollen wir doch einheizen, daß ihm Hören und Sehen vergehen soll; er muß in den elektrischen Ofen hinein.“ Aber lange würde sogar nicht einmal der Stickstoff eine solche Höllenhitze aushalten und man macht es daher kurz und der ganze Verbrennungsprozeß dauert nur den Bruchteil einer Sekunde. Also in einen solchen Ofen, in dem nichts als eine riesige elektrische Flamme brennt, wird Luft hineingeblasen und da bilden sich nun die rotbraun gefärbten Dämpfe des Stickoxydgases, das nun in Behälter von Kalkmilch weitergeleitet wird, wo es sich in aller Gemütsruhe und ohne daß man ihm weiter „einheizen“ müßte, zu Salpetersäure und mit dem Kalk zu salpetersaurem Kalk, oder „Kalksalpeter“ verbindet. So wird's z. B. in der Fabrik zu Notodden in Norwegen und ähnlich auch in der von Ludwigshafen gemacht, und durch vergleichende Versuche hat sich ergeben, daß dieser Kalksalpeter in seiner Wirksam-

keit als Düngemittel dem Chilesalpeter mindestens gleichwertig ist.

Und was mir das Gelungenste an der ganzen Sache zu sein scheint,“ meinte hier der Peter, „das ist, daß das Rohmaterial keinen Pfennig kostet. Man braucht nur das Fenster aufzumachen, dann kommt es hereingeflogen und sagt: „Da bin ich.“ — „Das ist schon richtig,“ meinte dazu der Hinkende, „und Ihr werdet denken: Warum könnten wir nicht auch hier in Vietigheim so eine Kalksalpeterfabrik gründen, und Ihr könntet meinewegen der Direktor davon werden. Allerdings: das Rohmaterial habt Ihr umsonst, aber die elektrische Kraft, die nun einmal leider zu dem Verfahren notwendig ist, muß eine so ungeheuer große sein, daß es doch besser ist, Ihr schlagt noch einmal darüber, lieber Peter, ehe Ihr Euch in solche Untkosten stürzt! Wenn Ihr diesen Salpeter hier in Vietigheim fabrizieren wolltet, so würde Euch das Kilo auf etwa fünfzig Pfennig zu stehen kommen, und da würde Euch der Krämer Toni da drüben schon auslachen, denn er könnte ihn Euch billiger liefern, obgleich er doch auch noch etwas daran verdienen will. Also, wie die Sache bis heute steht, ist es besser, Ihr schlagt sie Euch einstweilen noch aus dem Kopf! Lohmend ist die Sache nämlich nur da, wo die elektrische Kraft sozusagen gar nichts kostet, in jenen Ländern mit riesigen Wasserkraften wie Norwegen zum Beispiel, wo es aber an einer andern Verwendung dieser Kräfte fehlt. Speziell in Norwegen sollen schon heute für die Bedürfnisse der jungen Salpeterindustrie



Aber Peter, was macht denn Ihr auf einmal für ein merkwürdiges Gesicht.

rund eine halbe Million Pferdekkräfte reserviert sein! Bis heute werden aber von dieser halben Million erst etwa fünfunddreißigttausend elektrische Pferdekkräfte wirklich ausgenützt.

Und damit bin ich eigentlich am Ende meiner heutigen Predigt angelangt. Was ich Euch da in

den Fläschchen zeige, das sind die Dinge, von denen heute die Rede war; den Stickstoff selber zwar habe ich nicht in eines von den Gütterlein sperren können: so etwas ließe er sich nämlich nicht gefallen, und dann wäre an ihm auch nichts zu sehen, denn er ist durchsichtig wie der Sauerstoff, mit dem zusammen er, wie ich bereits sagte, die atmosphärische Luft bildet. Aber hier die durchsichtige Flüssigkeit, das ist die Salpetersäure, und ich möchte meine lieben Zuhörer nur bitten, nichts davon auf ihre Sonntagshosen zu bringen: es gibt nämlich böse Löcher. Aber Peter, was macht denn Ihr auf einmal für ein merkwürdiges Gesicht? Ihr werdet doch am Ende nichts davon verkoktet haben?

Ganz so dumm war der Peter nun freilich nicht gewesen, er hatte sich aber doch nicht enthalten können, an einem der Fläschchen kräftig zu riechen. „Psui Teufel,“ meinte er, „das Zeug hier brennt einem ja die Augen aus.“

„Es ist nur Salmiatgeist, ein entfernter Verwandter der Salpetersäure nämlich, eine wichtige Stickstoffverbindung. Ihr müßt eben nicht die Nase in alles stecken.“

Es war spät geworden, der Hinkende hatte schon sein drittes Schöppchen geleert und das Chaislein stand bereits angespannt vor der Haustüre. Die Freunde drängten sich herzu, um dem Hinkenden die Hand zu reichen und für den Vortrag zu danken. Da nahm der Peter diesen beim Rocke und sprach leise und verschämt: „Hinkender, ich hätte gute Lust, noch umzustudieren und Chemiker zu werden. Was haltet Ihr davon?“ — „Euch ist scheint's der neue Salpeter zu Kopfe gestiegen, vielleicht aber auch dem Löwenwirt sein guter Achtundneunziger, das halte ich davon,“ gab der Hinkende zur Antwort und unter dem vielstimmigen Rufe „Auf Wiedersehen“ ging es Rauhbach zu und von dort ist man bekanntlich in einer Viertelstunde in Lahr.

Aug' alten Zeiten.

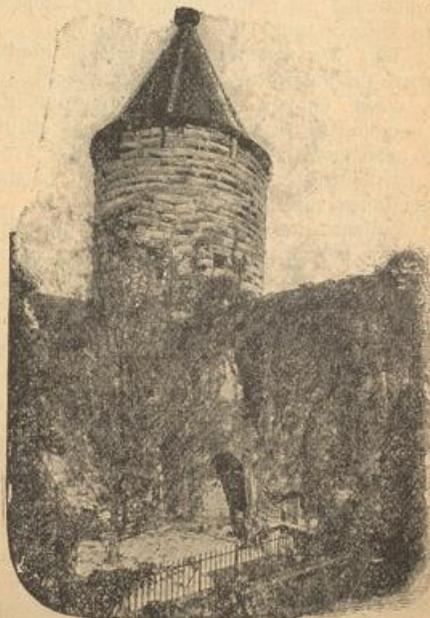
Eine neue Zwiesprache mit dem Hinkenden von Wilhelm Schlang.

Wohlgenieigte Leser — es dürfen auch Leserinnen sein — erinnern sich noch, wie im Karlsruher Schlossgarten der Hinkende und ein Kalenderschreiber ein Gesprächlein zusammen gehabt. Und wie man nachher beim Wein, da ein guter Tropfen erfahrungsgemäß mancherlei Vorsätze erzeugt, übereingekommen ist, die Pflege traulicher Jahrhundertenerinnerungen zum Kalenderverbrauch auszubilden. Derweilen ist abermals eine Unterhaltung beider vor sich gegangen, aber man hat den Schauplatz gewechselt und gefunden, daß sich auch im „Löwen“ zu Lahr förderliche Zwiesprach und Weinverkostung halten läßt.

Wieder war es ein Maimorgen und über der Schulter ging schon ein freundliches Spiel gelber und rötlich schimmernder Blüten. Eine glänzende Sonne hatte das Städtchen zur Tagesarbeit geweckt. Schon wimmelten die Schornsteine eines rührigen Gewer-

wesens ihre Rauchwölklein in die blaue Luft, aber es tat dem saubern, einladenden Gesamtbild keinen Eintrag. Der Storchenturm, das ehrwürdige Wahrzeichen Lahrs, glich einem Greis, der behaglich sein Alter am Lichte wärmt, gelassen in das Treiben der neuen Zeit blinzelt und dem Vogelgezwitscher zuhört, das rings um ihn her lebendig wird. Er hat die Wechselfälle Geroldsdeckischer und gräflich Nassauischer Herrschaft miterlebt; er hat anno 1677 die Stadt der Wut französischer Mordbrenner zum Opfer fallen sehen, hat sich ihres Wiederauflebens gefreut und harret seitdem im Wandel der Dinge nur um so zäher mit ihr aus.

Das eindrucksvolle Stadtbild schuf dem Gast ein sonderliches Behagen und man mochte dergleichen ihm



Der Storchenturm in Lahr.

wohl vom Antlitz lesen können. Denn als er in die Schenkstube vom „Löwen“ trat, sagte der Hinkende gleich hinter seinem „Grüßgott“ (er macht beim Willkommen nicht die Förmlichkeiten der neuesten Moden mit): „Ich seh', Ihr kommt in rechter Frühlingslaune. Das mag ich leiden und verdient ein Glas vom Besten!“ Worauf der Löwenwirt einen Marktgräser auf den Tisch wandern ließ, wie selbst Freund Gervas am Kartoffelmarkt zu Freiburg — der freundliche Leser kennt ihn aus den Weltbegebenheiten vom letzten Jahr — einen besseren nicht kosten läßt.

„Hinkender!“ sagte ich, „nun begreift man, daß Euch wohl ist zu Lahr, und den Schnupstabaht habt Ihr aus erster Quelle. Es ist ein heimelig Wesen überall, daß Aug' und Sinn ihr Gefallen haben!“

„Da zollt Ihr meinem Heimort verdientes Lob,“ gab der Hinkende zur Antwort; „aber was wäre dies Lahr ohne der Väter Regsamkeit und Gemein-

sinn? Was die Lohbeck, Trampler und Voelcker geleistet, ward ganzen Geschlechtern zu Ruh' und Ansporn. Zäher Fleiß ist über die Ungunst der Verhältnisse Meister worden. Handel und Werkstatt haben gutes Ansehen; an Pflüge des Geistes ist kein Mangel und manches Schöne erfreut sich hier einfacher, aber sicherer Existenz. Wie man dieses gewonnen? Sagt: „aus eigener Kraft,“ so fasset Ihr alles in einem!

„Aber“, so fuhr der Hinkende fort, „laßt uns nicht am Gegenwärtigen haften. Gedenket Ihr noch des Anrechts, das wir vor einem Jährlein verdienten Toten zugestanden? Mir ist's wie eine sanfte Mahnung, daß wir dem Einfall einer schönen Stunde Bestand und Dauer geben sollten. Bald wird der Kalender wieder flott und wir müssen sehen, daß er rechtzeitig mit den Bildern teurer Wesen geziert sei.“

„Da läßt sich abermals eine Auslese tüchtiger Charaktere zusammenbringen. Aber zuvörderst, Hinkender, möcht' ich mir eine Belehrung ausbitten! Wird man unserm bescheidenen Tun nicht allzuviel Absicht unterlegen? Denn ich kenne einen, der da meint, wir stellten die großen Leute aus wie in einem Naritätenkasten oder Panoptikum.“

Der Hinkende tat einen tiefen Zug aus seiner Pfeife: „Es gibt allerhand Kritiker, doch soll uns das nicht stören. Lasset uns auch nur ein Duzend gutwilliger Leser vom Unbedeutenden des Tages zu großen Verhältnissen hinleiten; lehren wir den einen und ändern, wie man durch unermüdete Betrachtung tätigen Menschenwesens zum Ganzen seiner selbst kommt, so hat unser Vorhaben Rechtfertigung genug. Wieviele, Freund, kümmern sich ums Entfernteste und werden nicht heimisch im Menschlichen.“

„Hinkender“, sagte der Kalenderschreiber, „Ihr gebt neuem Betrachten den schönsten Anlauf. Und ich wette: Ihr wartet nur darauf, eine jener Gestalten hervortreten zu lassen, an die unsere Jugendandacht geknüpft ist.“

„Wie Ihr's erratet!“ rief der Alte.

„Denn in der Tat! es war etwas wie Andacht, mit der wir zum Vater unsres Volkes, zum edlen Karl Friedrich emporsahen. Selbst die tritische Gegenwart, mit stren-

gerem Maß die Handlungen der Throne wägend, spricht mit Ehrfurcht von Badens erstem Großherzog. Es war im Juni 1811, als er, der Fürst, aus dem Zeitlichen schied, aber noch ist sein Bild in Tausenden so lebendig, als schreite er mitten unter uns. Während fünfundsiebzig Jahren lag die Regierung in seinen

Händen, und was unsere Heimat geworden, das ward sie durch ihn. Die Vielsätigkeit badischen Volkswesens hat Karl Friedrich zu einem Staatsgebilde zusammengefaßt; durch rege Förderung der einzelnen Wirtschaftszweige hat er das Ganze gehoben; sicher und fest, immer das klare Aug' aufs Nächste gerichtet, führte er Land und Volk durch alle Wirrsale einer trüben, elenden Zeit der glücklicheren Zukunft entgegen. Ansehnlicher Gebietszuwachs zur ererbten Markgrafschaft machte ihn statt stolzer nur um so tätiger, so daß dem äußeren Wachstum der Fortschritt inneren Wohlstandes entsprach. Den Druck politischen Knechtschaft von Baden zu nehmen, war dem Basallen des genialen, aber rücksichtslosen Korzen nicht vergönnt, aber sein Wirken und Walten schuf doch schon die Kräfte kühner Befreiung. Reich an Gesinnung ward das Volk, durch ihn dem Zwang der Leibeigenschaft enthoben. Goldene Ernten lohten wieder die Arbeit des Pfluges; der Werkstatt wie der Gelehrtenstube kehrte mannigfacher Segen zurück; das ganze öffentliche Leben nahm eine freundlichere und freiere Gestalt an, und wo früher einzig die Dürftigkeit geherrscht hatte, ward für die Ausbreitung edlerer Güter Raum. Als Karl Friedrich von den Seinen ging, da war Baden einem Heimweßen vergleichbar, das der fürsorglichste Haushalter, einer stürmischen Umwelt zum Trost, mit klugen Helmen innerlich gefestigt und wohllich ausgestattet hat. Wohlhafteten Schwächen auch diesem Geiste an und in der Auffassung der politischen Rechte des Volkes erhob sich Karl Friedrich kaum über die damaligen Regentenschaunungen; aber es war ein mächtiger Trieb zum Guten, zu Wohlthun und Duldung, und es war ein starkes Pflichtgefühl in ihm; und was die Zuneigung der Edelsten jener Zeit genossen, der verdient auch von unsern Tagen einen Kranz.“

„Hinkender! wer empfinde nicht mit Euch den Segen dieser fürstlichen Lebensleistung! Die Erscheinung dieses Karl Friedrich wird mir wieder lebendig, wie sie jetzt neben der Pflugchar des Bauern einherwandelt, jetzt in den Schulsaal tritt, den jugendlichen Verneiser anzuspornen; wie sie mit den Sorgen des kleinen Mannes sich ebenso vertraut macht, wie mit den Geisteswerken hervorragender Denker. Höfischem Prunk zeigte schon der Markgraf sich abgeneigt, aber in seinem einfachen Schloß waren Klopstock und Herder, Voltaire und Lavater gerngesehene Gäste und las Goethe die Anfänge seines Gedichts vom Faust. In großen und in einfachen Dingen fühlte Karl Friedrich seinem Lande sich verpflichtet und er hat es als seine höchste Aufgabe bezeichnet, »ein freies, opulentes, gestittetes, christliches Volk zu regieren.« Auch Karl Friedrichs Dasein hat die Sorge in ihrer häuslichen und politischen Gestalt kennen gelehrt; aber gerade aus lebensvoller Erfahrung erwuchs ihm die Kraft zu tätiger Hilfe, bis seiner müden Hand das Zepter entfiel. Wohl blieb der Folgezeit noch außerordentlich viel zu tun, aber unvergessen bleibe unserm Karl Friedrich, daß er die Seinen auf eine höhere Stufe des geistigen und leiblichen Wohles gehoben.“



Karl Friedrich.

Der Hinkende sah eine Weile nachdenklich vor sich hin: „Wohl einer Tätigkeit, die von allgemeinen Pflichten sich gleicherweise angespornt und weise gebunden fühlt, die selten übers Erreichbare hinausstrebt und in männlichem Sichbescheiden Werte des Fortschritts bald vollendet, bald vorbereitet. Da seht Ihr's, was der Welt sich am nützlichsten macht: die Verbindung groer Gaben mit dem Geschick nützlicher Anwendung, ein bestimmtes Ma von Selbstverleugnung im Dienste des Gemeinwohls . . .“

Hinkender, dann wird der Mann, dem ich des weitern ein Platlein in unserm Kalender gönnen möchte, vor Eurem Urteil schwerlich bestehen. Er hat mit Badens Karl Friedrich das Todesjahr gemeinsam; sonst aber werdet Ihr wenig Zusammengehöriges oder Wesensverwandtes finden. Da die Not der Zeit in die getrennten Lebensgebiete hart eingriff, werdet Ihr freilich noch hören . . . Heinrich von Kleist, von dem hier erzhalt sei, entstammte einem adeligen Soldatengeschlecht und ward — ein Dichter. Zu dem ererbten Drang unterschiedenster Lebensbetätigung gesellte sich die Lust zum Fabulieren. Heinrich widmete sich mit neunzehn Jahren dem militärischen Stande, machte die Feldzüge Preuens gegen die französische Republik mit und sollte hernach den bunten Wechsel des Lagerlebens mit Ödem Kasernendasein vertauschen. Gamaischendienst ist ein boer Dienst und man kann es dem jugendlichen Schwärmer nicht verargen, da er sein Heil fortan lieber in den Wissenschaften suchen wollte. Aber das nun eintretende Zerwürfnis mit seiner Familie und eine heimliche Verlobung setzten den übereilten einem ernststen Konflikt aus und ein geradezu krankhafter Hie in seinen Studien brachte neben dauerndem Gewinn viel krankhafte Blüten hervor . . . Der Hinkende wird schon gemerkt haben, da dieser Kleist nicht an der Sonnenseite des Lebens geboren ward. Eignes Verfehlen und Schicksalslaune wirkten denn auch selten wunderlicher zusammen, als in dieser Existenz, der vor allem Festigkeit, Ruhe und Gleichmaigkeit der Entwicklung fehlten, um sich in dieser Welt der nächtlichen Tatsachen behaupten zu können. Kleist bekleidet kurze Zeit ein staatliches Amt, ohne sich einleben zu können. Immer wieder stören grublerische Ideen und unklarer Gemutsdrang die Pläne der Vernunft. Ein unstetes Wanderleben beginnt und in diesem tollen Hin und Her — was glaubt Ihr, Hinkender, auf welchen Einfall der Bursche gerät?“

Der Angeredete schüttelte sein Patriarchenhaupt: „Nicht, da ich wüste! Dichtersleute geben absonderliche Problein ihres Sinnenwesens, als ob Himmel und Hölle gleicherwei an ihnen Anteil hätten!“

„Nun also! Heinrich von Kleist, der Adelspro, der vormalige Leutnant vom ersten Garderegiment, der Philosoph, will Bauer werden in irgendeinem abgelegenen Tale der Schweiz, will die Erde pflügen, will säen und ernten und eines Tages sein Haupt hinlegen und ruhmlos sterben.“

Der Hinkende unterbrach: „Dunkt Euch das so wunderbar? Schon mancher ist von boem Gedankenfluch und Gemutszerrissenheit heil worden durch schlichtes Bauerntum.“

„Aber niemals einer, der zu innerm Zwiespalt geboren und dem das Schicksal den Grund und Boden weigert, auf dem er mit seinen Anlagen heimisch werden konnte. Seht, wie ein unheilvolles Dasein sich fortsetzt, um wahrhaft tragisch zu enden! . . . Mit dem Bauern ward es nichts. Einige Bekanntschaften, die Kleist in der Schweiz gemacht, regten wieder andere Entschlüsse in ihm an. Die Reize einer herrlichen Natur hielten ihn fest und wirkten etliche Zeit beruhigend auf seinen inneren Zustand. Aber bald hatte sein alter Dämon wieder von ihm Besitz genommen und eine schwere Krankheit trat hinzu, von



Heinrich v. Kleist.

der er jedoch unter liebevoller Pflege durch seine Schwester Ulrike genas. Sofort nahm der Unglucksvogel seine Irrfahrten wieder auf, trieb sich planlos, „wie von Furien gepeitscht“, in Frankreich herum, erlebte allerlei tolle Abenteuer und hatte wieder einen seiner schrullenhaften Pläne. Es war im Frühjahr 1804, als er in der Gegend von Mainz auf den Gedanken verfiel, sich an einen Tischler zu verdingen. Was sagt Ihr dazu, Hinkender?“

„Ist alles schon dagewesen. Ihr kennt doch den unfeinen, wunderlichen Lenz, dessen Geistes- und Seelenbild Euerm Kleist so ähnlich ist und der seinem Dichterehrend zu entrinnen meinte, als er in Emmendingen zu einem Schuster in die Lehre trat?“

„Hinkender! der Kleist besinnt sich eines andern. Er glaubt einen Halt zu finden, indem er ein bescheidenes Amt in Königsberg übernimmt. Und wirklich geht auch im Anfang alles verhaltnismaig gut, da Kleist, sich zusammenraffend, seinen Kräften mit einemmal ein festes Ziel gibt und dadurch auer etlichen Erzählungen ein Kunstwerk hervorbringt, das wir den bedeutendsten Meisterschopfungen unserer deutschen Sprache anreihen dürfen.“

Der Hinkende blies mit sichtbarem Behagen eine Tabakwolke zur Decke des Gasthofszimmers: „Ich erinnere mich! Der »Zerbrochene Krug« nennt sich das Stücklein. Ein Meisterwerk, da habt Ihr recht und wird dergleichen nicht zum zweitenmal geschrieben. Beim Lesen oder Anschauen — jedesmal mu man an ein Althollander Bild denken, so wahr und kernhaft und ergoglich ist das alles!“

„Also da man hätte glauben sollen: jetzt ist unser Kleist auf dem rechten Weg. Aber während er zwischen trockenem Altenwesen Theaterstücke schreibt, geht auf der politischen Bühne wieder einmal ein Trauerspiel vor sich. Das Genie Napoleons hat den morschen Preuenstaat in den Staub geworfen.“

Das Furchtbare mußte geschehen, sollte für eine Zeit mit neuen Ideen Raum werden; Kleist aber ward von dem vaterländischen Unglück dermaßen erschüttert, daß er von neuem jeden Halt verlor. Abermals griff das Schicksal in seine Pläne seltsam ein. Er war nach Berlin gekommen, wurde als angeblicher Spion von den französischen Behörden ohne viel Federlesens verhaftet, und nun mußte der Mann, der den »Zerbrochenen Krug« geschrieben, etliche Monate als Gefangener in einer Garnison an der Schweizer Grenze leben. Endlich in die Heimat zurückgekehrt, ergriff Kleist mit ungestümem Eifer eine Reihe großer dichterischer Pläne, die er denn auch genialen Geistes durchführte. Hintender! Vielbelesener! Ihr kennt die erschütternde Seelenbeschreibung des »Michael Kohlhaas.« Wie aus unbeugsamem, gräßlich beleidigtem Rechtsgefühl eine furchtbare Schuld entsteht, einen Wackern verstrickend und vernichtend — das hat keiner bis jetzt so packend dargestellt, wie unser Kleist. Und seht! dieser Mann mit dem ehernen Griffel schrieb uns das treuherzige, kindliche Gedicht vom »Räthchen von Heilbronn.« Aber ein kleinliches Geschlecht verweigert dem Ringenden den bescheidensten Kranz. Ist es nicht eine Schande, daß sie in Weimar seinen »Zerbrochenen Krug« ausgepiffen haben, weshalb später ein pffiffiger Kopf sagte: damals sei nicht das Stück, sondern das — Publikum durchgefallen! Wir sehen unsres Dichters Lage sich zusehends verdüstern. Er sucht durch beherzte Aufrufe vaterländische Begeisterung zu wecken; die Polizei verbietet die von ihm herausgegebene Zeitschrift und beraubt ihn dadurch des bescheidensten Lebensunterhalts. Er meint durch zwei gewaltige Geistesstaten seiner Nation ans Herz reden zu können; der »Prinz von Homburg« und die »Hermannsschlacht« (so hießen die beiden Theaterstücke) durften nicht gedruckt, geschweige denn auf die Schaubühne gebracht werden. Er setzt seine Hoffnung auf die Königin Luise, die sich ihm mehrfach freundlich erwiesen hatte; der Lichtstrahl erlöschet im Schatten ihres frühen Todes. Er hat den Entschluß gefaßt, wieder zum militärischen Beruf zurückzukehren, bringt aber die zwanzig Louisdor zu seiner Ausstattung nicht auf. Die Anrufung der Seinen wird durch Schmähungen erwidert. Seine Selbstachtung, sein brennender Künstlerehreiz, sein patriotisches Gefühl — sie sind in gleicher Weise beleidigt. Die seelische und die wirtschaftliche Not türmen sich zu immer drohenderen Wellen — wie da aus dem Schiffbruch sich retten? Verhängnisvoller denn je nahte ihm der Zufall. Diesmal in Gestalt einer Frau. Einer unheilbar kranken Schwärmerin — einer Leidensgestalt, der seinigen verwandt. Unglück verschwistert sich mit Unglück, und als Frau Henriette Vogel eines Tags von dem neuen Vertrauten das Versprechen forderte, ihr jeden verlangten Freundschaftsdienst, und sei es den schwersten, zu leisten, da schlug der Dichter, leidenschaftlich erregt, in die dargebotene Hand. In diesem Augenblick war über zwei Leben entschieden, denn nur einige Wochen vergingen und Henriette verlangte

den Tod von Kleists eigener Hand . . . Unweit von Berlin gibt es ein stilles, regungsloses Gewässer, von dunklen Kiefern umrahmt. Dort fand man an dem trüben, mißgelaunten Morgen des 21. November 1811 zwei Tote, das Antlitz friedlich dem Himmel zugewandt, der grau und gleichgültig über der märkischen Heide lag.

Jüngst tat ich einen Morgengang zu jener Stelle am Wannsee, wo unter Akazien und Ahornbäumen, vom geräuschvollen Ausflugsverkehr der Berliner in seiner Ruhe noch nicht gestört, das Grab unsres Dichters träumt. Ein einfacher Grabstein schmückt die Stelle, wo zwei unruhvolle Naturen sich selber das Ziel gesetzt. An eisenumprobttem Stamme lehnt eine marmorne Tafel und man liest darauf die Worte:

Er lebte, sang und litt
In trüber, schwerer Zeit —
Er suchte hier den Tod
Und fand Unsterblichkeit.

Hintender! während ich das alles las, scholl die melancholische Liedweise einer Amsel und merkwürdige Gedanken gingen mir durch den Kopf. Mag die Ursache eines frühen Endes in Kleists Natur vorbereitet gewesen sein — glaubt Ihr nicht auch, daß das Vaterland selbst am Tode eines seiner edelsten und begabtesten Söhne mitschuldig ist?

Der Hintende schaute sinnend vor sich hin: Da ist es ein Trost, daß der Gang der Geschichte die Verjöhnung in sich selber trägt. Es war Kleists Verhängnis, daß er mit seiner planreichen Feuerkraft über Zeit und Umgebung hinauswuchs, aber der Geist, der ihn zu früh ergriffen, hat er sich nicht anno 1813 im gesamten Volke erhoben?

„Ja, Hintender! Und seine Werke, lang vom dumpfen Druck darniedergehalten, fanden endlich überall ihre Stätte. Zwar fehlte ihm mitunter die Kunst, sein Tiefstgefühltes auch dem ungeheiltem Geiste verständlich vorzutragen; aber Hunderttausende verspüren jetzt die Anziehungskraft seiner außerordentlichen Persönlichkeit. Um sich den rechten Begriff von unserem Kleist machen zu können, muß man sich gegenwärtig halten, was heutzutage von schreib- und maufertigen Buchmachern geleistet, wieviel Kunst mitunter aber auch von biege- und bildsamen Talenten an niedrige Gegenstände verschwendet wird. Manchmal treten wunderliche Ideen aus Kleists Schaffen zutage; es sind viele Schlacken unterm Golde, aber das Gold ist echt.“

Der Hintende bestätigte durch ein Nicken des Hauptes: „So dürfen wir also Kleists Lebenslauf trotz seines trüben Ausgangs nicht zu den verfehlten rechnen, denn reicher Segen ruht auf der geistigen Hinterlassenschaft Eures unglücklichen Dichters. Aber sieht man nun, wie Lorbeerkranz und Dornenkranz sich einander gesellen und die Unsterblichkeit des großen Namens meist mit Herzblut bezahlt werden muß, so preist man jene stillen Tätigkeiten glücklich, die fern von den ruhmvollen Kampfplätzen des Lebens, aber auch von dessen Trauerspielen sich entwickeln

können. Auch bei Beschränkung des Willens läßt sich Nützliches im Dienste der Menschheit verrichten; denn welches auch immer die Bestimmung des einzelnen sei, die Hauptsache bleibt, daß er diese Bestimmung nach dem Maß seines Könnens erfüllt. Wohl ihm, wenn seinem Streben eine freundliche Schicksalsfügung dadurch zu Hilfe kommt, daß sie seine Anlagen und Triebe nach einem vernünftigen, gleichsam vorbedachten Plane lenkt, um ihn nicht ins Ungewisse schweifen zu lassen. . . Lasset mich dem Gemeinen einen Menschen dieser anderen Gattung und eines völlig anderen Gedankenkreises gegenüberstellen. Auch der Mann, der lebhaft in mein Gedenken tritt, war ein Anreger und Fortbildner, nur war er es in seiner schlichten, bescheidenen, selbstverständlichen Art. Es mag Euch im stillen erheitern, daß von keinem andern die Rede ist, als von einem — Bienenwatter. Aber dieser Mann hat sich außerordentlich verdient gemacht um einen volkreichen Staat, der zu den größten und eigentümlichsten Gemeinwesen der Erde zählt, in dem es Regierungen und Untertanen, ja eine Art von Verfassung gibt, die mindestens nicht schlechter ist als die mecklenburgische. Hier herrschen nicht Zufall und Willkür; alles, auch die kleinste Lebensstätigkeit vollzieht sich nach ganz bestimmten Gesetzen. Ihr mögt wohl merken, daß der Bienenstaat gemeint ist, und wenn mancher Minister für sein Land soviel geleistet hätte, als der brave Pfarrer Johannes Dzierzon aus Lowkowitz für jenen Naturstaat, so wäre manches Volk zufriedener. . . Um es kurz zu machen: Dzierzon verdient einen Ehrenplatz im Kalender; zudem hat unser Erinnerungsjahr Anteil an den Mann, denn es ist sein Geburtsjahr. Das Leben des Wackern ist halb erzählt. Es hebt sich vom Zeitrunde nicht mit so vielen farbenreichen Einzelheiten ab wie das Dasein Gures Poeten; aber es gibt da auch keine Abgründe und tragischen Schatten. Johannes Dzierzon (der Name spricht sich etwas schwer für manche Junge, aber man muß Namen von Verdienst aussprechen lernen!) wurde am 16. Januar 1811 in einem ober-schlesischen Dorf geboren, wo seine Eltern ein kleines Gut bewirtschafteten und er früh in die Natur hineinsehen lernte. Johannes widmete sich dem Priesterstande, ward Kaplan in Schalkowitz und erhielt dann eine Pfarrstelle zu Karlsmarkt. Es ist dies ein bescheidener Flecken im preussischen Regierungsbezirk Breslau und man genießt dort nicht viel Kurweil. Hochwürden hätten es nun machen können, wie manch andere Standesgenossen: man geht fleißig seinem Berufe nach, pflegt pfeiferrauchend seine Blumenbeete und spielt abends seinen Tarock mit den wenigen Honoratioren, als da sind der Herr Schultheiß, der königliche Herr Oberförster, der Herr Domänenverwalter und so weiter. Aber Johannes Dzierzon aus Lowkowitz hatte Ideen im Kopf, seltsame Ideen, die nach der Meinung etlicher Frömmlinge in die gottgewollte Ordnung sündhaft eingriffen. Auch in ihm war der Geist des Fortschritts lebendig, und da er, ein fleißiger Imker, die Verbesserungs-

bedürftigkeit der bis dahin üblichen Bienenbehausungen erkannte, machte er Versuche mit beweglichen Waben, bürgerte sein neues Verfahren allenthalben ein und stellte so die gesamte Bienenzucht auf eine neue zeitgemäße Grundlage. Durch eigenes Vorbild wie durch Wort und Schrift förderte Dzierzon den bedeutungsvollen Wirtschaftszweig auch weiterhin, und als man ihn 1869 in den Ruhestand versetzte, da konnte Meister Johannes ungeteilt sich der liebgewordenen Beschäftigung hingeben. Wenn draußen die Welt in Fehde lag, wenn Tausende nach unerreichbaren Idealen jagten, saß Johannes Dzierzon, der Bienen doktor, mit sich einig und darum zufrieden, bei seinen Stöcken. Die Ruhe des gesammelten Gemüts gab seinem Leben eine ungewöhnliche Dauer. Hochgeehrt, als ein Wohlthäter der Imker, starb Dzierzon am 26. Oktober 1906 im Alter von fast sechsundneunzig Jahren. Sein Andenken aber möge von einem dankbaren Volke für lange Zeit festgehalten werden!

Der Kalenderschreiber ließ sein Glas mit dem des Hintenden zusammenklingen und (was bei einem Marktgräser schier selbstverständlich ist) es gab einen reinen, schönen Ton. „Hintender! mich deucht, die Nähe der Abgeschiedenen habe uns wieder eine belehrende Stunde gegeben, und wenn wir unser Gesprächlein in den Kalender setzen, so bedarf es nicht weiter der Rechtfertigung.“

„Und auch die Auswahl der Charaktere bedarf keiner nähern Begründung. Denn sind die einander unähnlichen Männer unserer Erinnerung nicht durch die gleichen Wesensvoraussetzungen zusammengehalten? Haben sie ihren letzten und tiefsten Grund nicht in unserm deutschen Volkstum, auf das wir die Hoffnung setzen wollen, daß es auch in künftigen Tagen Persönlichkeiten von starkem Geiste und ehrenfestem bürgerlichen Sinn, mutig Ringende von wahrhaft schöpferischer Anlage und brave Pflichtmenschen hervorbringe!“

„Hintender!“ sagte ich, „wie könnten wir unsere Unterhaltung mit einem bessern Wunsche schließen? Möchten die guten Alten zu Lehrmeistern kommender Geschlechter werden! . . . Jetzt aber laßt uns zur Gegenwart zurückkehren. Euer Lahr bietet einem neugierigen Gaste wohl noch viel des Angenehmen und Wertwürdigen und ein Gang zum Schutterlindenberg, wenn Euer Stelzfuß ihn gestattet, scheint mir in dieser Frühlingshelle just kein übel Ding.“

Der Hintende war es zufrieden, und als wir unter herrlich blühenden Kirschbäumen zu jenem Gewann hinaufschritten, das man „des Herren Tisch“ nennt (der Überlieferung nach feierte die Lahrer evangelische Gemeinde den Westfälischen Friedensschluß durch einen Gottesdienst mit Abendmahl im Freien) — als das weite, blühende, reichbestedelte Land zu den Wanderern heraufgrüßte, da ward beiden von neuem bewußt, daß auch das Zeitlich-Nahe, die unmittelbare Welt einen mächtigen Zauber besitzt.



**Der Dorf-
wucherer.**

Erzählung von
Gustav Valenti.

Die alte Grabnerin war beerdigt und die Leidtragenden verließen den Friedhof. Der letzte war der Grabnerbauer. Der vom tiefsten Schmerze gebeugt sein sollende Witwer schien jedoch aufrechter zu sein, als man ihn zu Lebzeiten der Grabnerin je gesehen hatte. Kein Tränlein feuchtete sein vertrocknetes Gesicht, kein Seufzer kam über seine schmalen Lippen und kein Zeichen innerer Bewegung verriet an ihm den trauernden Gatten. Manchmal blieb er wohl stehen und sah zurück nach dem Friedhof, es geschah jedoch nicht, um mit einem wehmütigen Blick von der teuern Verbliebenen Abschied zu nehmen. Eher sah es aus, als wollte sich der Bauer überzeugen, daß ihm niemand nachließ.

Die weiblichen Leidtragenden verschwanden nacheinander in den Häusern des Dorfes. Die Männer gingen aber in das Wirtshaus, um den Trauerfall bei einem Tröpfchen Wein zu besprechen.

„Muß hart sein, wann mer auf einmal allein dasteht, nachdem mer dreißig Jahr' mit einem Weib g'haust hat,“ meinte der Zwentenhofer.

„Für unsereinen wär's vielleicht hart,“ entgegnete der Woislbauer, „aber dem Grabner is wohl härter g'seh'n, so lang mit einem Weib hausen z' müssen, wie die Grabnerin g'wesen is.“

„Wohl, wohl!“ bestätigte der Strobinger. „Die Grabnerin is ihr Lebtag a fuchtig's Weibsbild g'wesen, was ihr'n Mann kurz am Hügel g'halten hat, und tüchtig g'striegelt is er aa word'n, wann er nit pariert hat.“

„Sie hätt' aa mißsamt ihr'm vielen Geld kein' Mann kriegt, wann s' nit der Grabner g'nommen hätt'. I den' no heut der Zeit, wo i a junger Bursch g'wesen bin und mir la Dirn ueueben g'nug war, um nit mit ihr anzubandeln. Aber der Verstorbene bin i scho dazumal hübsch weit aus 'm Weg g'gangen, und die andern Burschen aa. Is nit so g'wesen?“ Der Woislbauer sah die andern alten Bauern fragend an.

„So is g'wes'n,“ sprach der Strobinger, „keiner hat die Grabnerin mögen, wie s' no a Dirn war, jeder hat si vor ihr g'schreckt.“

„Nur der Grabner is ihr zugangen, so a g'schreckter Das als er sonst g'wesen is,“ bemerkte Woisl.

„Wahr is!“ sagte der Zwentenhofer. „G'fürcht'

hat si der Grabner allerweil für drei kleine Kinder, aber über die stachlige Dirn hat er si traut.“

„Mei,“ sagte der Woislbauer, „den hat die Habucht verführt. Der Grabner is als a Junger akkurat so a Knicker und Hamstier g'wesen, wie er jetzt als ein Alter is.“

„Und was hat er von der Grabnerin ihr'm Geld g'habt?“ mengte sich der Zwiebichler in das Gespräch.

„Nix, nit a frohe Minuten.“

„No, leicht holt er jetzt ein, was er mit der Grabnerin versäumt hat,“ meinte Strobinger.

„Die Hauptfreud', was der Mensch hat, kann er do nit mehr einholen. Denn das wär a junge saubere Bäuerin, und die kriegt so ein alter Geizhals nit so g'schwind,“ sagte Woisl überzeugt.

„Wer weiß?“ erwiderte der Zwentenhofer, „für 's Geld kriegt mer alles. Wann der Grabner wollt', er kriegt leicht no a junges Weib, was kein andern Reichtum hat, als wie ihr' Sauberkeit.“

„Nit so laut!“ warnte der Zwiebichler, mit einem Blick nach der Türe. „Leicht könni' der Grabner kommen und a Wörtl auffchnappen.“

„Der kommt nit, da kannst di draus verlassen.“ Nit aus Trauer und nit aus Freuden vergunnt der Grabner als Gast hab'n will, so muß er 'n umjost traktier'n.“

Der Woislbauer hatte diese Worte kaum gesprochen, da ging die Türe auf. Der Eintretende aber nicht der Grabner, sondern ein bedeutend jüngerer und hübscherer Gast. Er trug halb städtische, halb bäuerische Kleidung und hielt in der Hand einen mit Frachtzetteln stark beladenen Koffer.

„Ah, der Lorenz!“ riefen einige Bauern.

„Ja, der Lorenz. Grüß Gott alle miteinander!“ sagte der Angekommene. „Gelt, das wundert euch, daß i wieder da bin?“

„No, is scho aus mit 'm Stadtleben?“ rief der Zwentenhofer dem nach einem leeren Stuhl Umschau haltenden Lorenz zu.

„Ganz aus!“ antwortete Lorenz, und auf einen Stuhl neben dem Frager weisend, sagte er: „Nur erlaubt?“

„Ja, ja. Setz di nur her zu uns und erzähl wie's in der Hauptstadt g'wesen is.“

„Das is bald erzählt,“ sagte Lorenz, indem er sich niederließ. „Die Stadt' hab'n ihr Schönes und ihr Schlechtes, so wie die Dörfer am Land, und g'schenkt kriegt mer dort so wenig wie da.“

„Is dir nit gut g'gangen?“ fragte der Woislbauer interessiert.

„Ganz leidig is mir g'gangen, aber i hab's do nit ausg'halten,“ antwortete Lorenz. „I hab' ein' guten Verdienst g'habt, a schönes Wohnen und viel freie Zeit, aber mi hat's do nit länger g'litten in der Stadt.“

„Zwegen was denn nit? Hast leicht a schwere Arbeit g'habt oder hat dir die Stadluft nit an g'schlagen?“ fragte Woisl.

„Nix nit. Mei' Arbeit war nit schwer und die Stadluft hat mir nit weh' tan. Was anders is

g'wesen, was mir ka Ruh lassen hat. So a g'wisses G'fühl, was mi so lang g'mahnt und druckt hat, bis i mein' Koffer packt hab' und schnurgrad' daher g'reist bin. Jetzt, wo i wieder da bin, bei euch, is das dumme G'fühl weg und mir is ganz wohl."

"Heimweh hast g'habt, sonst nix," meinte der Zwiebichler.

"I weiß nit, ob's Heimweh g'wesen is," sagte Lorenz, "aber das weiß i, daß i von da nimmer fortgeh', und wann's in der Stadt sollt' Buttertröpfen regnen."

"Recht hast!" bemerkte der Woislbauer. "Hast scho ein Dienst in Aussicht?"

"Na, i hab' mir eben denkt, Woisl, daß du so gut wärst, und mi wieder als Knecht zu dir nähmst."

Woisl heuchelte ein bißchen Überlegung und sagte hierauf: "Meinetwegen kannst wieder einstehen bei mir. Der Knecht, was i jetzt hab', taugt mir eh' nit hinten und nit vorn."

"I dank dir, Woislbauer. Sollst mit mir z'frieden sein, das versprich' i dir."

Lorenz reichte Woisl die Hand über den Tisch und der Bauer schlug klatschend ein. Bald nachher verließ einer nach dem andern das Wirtshaus.

Erntezeit war es und so furchtbar heiß, daß der sonst nicht sehr empfindliche Woisl nicht schlafen konnte und mitten in der Nacht sein Zimmer verließ, um im Freien Abkühlung zu suchen. An seinen Hof grenzte eine Wiese, die von einer hohen Hecke von dem Hofe getrennt war. Hinter dieser Hecke stand eine Bank und auf diese Bank streckte sich der Bauer hin und gähnte den Mond an.

Nicht lange lag der Bauer auf der Bank, da hörte er, wie in seinem Hofe eine Türe knarrte und jemand sich bemühte, mit Holzschuhen so sanft als möglich klappernd, über den Hof zu schleichen. Vor der Hecke verstummt das Klappern und eine zarte Stimme flüsterte ängstlich über die Hecke hinüber: "Lorenz, bist scho da?"

Der Woislbauer wäre bei dieser bedeutsamen Frage vor Überraschung gerne von der Bank heruntergepurzelt, denn er erkannte die Stimme als die seiner Tochter. Er überlegte sich's jedoch und blieb ruhig liegen, in der Erwartung, die ahnungslose Dirn, die mit dem Knecht offenbar ein nächtliches Stelldichein verabredet hatte, würde noch mehr verraten. Er hatte richtig gerechnet. Schmöllend hub das arglose Hannerl wieder an: "Ach geh, Lorenz, mach ka Dummheit mit und gib Antwort. Warum hast mir heut nit das Zeichen geben, wie du herauskommen bist?"

"A Zeichen willst haben?" donnerte jetzt auffpringend der Woislbauer. "No wart, du ungeratene Dirn, dir kann scho g'holfen werden. I will dir a Zeichen geben, daß du dir dei' Lebtag ka zweites mehr verlanst."

Der Bauer erhob die Hand und schickte sich an, dem erschrockenen Hannerl über die Hecke hinüber das versprochene "Zeichen" zu geben. Die Dirne stieß jedoch einen Schrei aus und wich zurück, so daß

des Bauers Hand mit voller Wucht in die dornige Hecke fauste. Dabei verlor er auch das Gleichgewicht und ersparte das Herabsteigen von der Bank, auf die er gestiegen war. Scheltend erhob er sich aus dem Graje und folgte seiner fliehenden Tochter ins Haus.

Am Morgen gab es im Hofe einen heftigen Auftritt zwischen dem Woislbauer und seinem Knecht, der damit endete, daß Lorenz mit Sack und Pack den Hof verließ. Traurig schlenderte er mit seinem Koffer die Dorfstraße entlang und überlegte, wohin er sich wenden konnte, da wurde er von einem Fenster aus angerufen. Es war Grabner, der ihn anrief.

"Wohin geht die Reif', Lorenz?"

"Nirgend's."

"Was soll das heiß'n?"

"Daß i beim Woisl ausg'standen bin und ein' andern Platz such'."

"Zwegen was bist denn ausg'standen?"

"Zwegen der Hannerl."

"Das is nix Schlecht's nit. Mei' Knecht hat a größer's Unglück g'habt."

"Was für eins?"

"Er is beim Mäh'n ungschickterweis' in a Senfen einig'rennt. Jetzt liegt er und kann nit arbeit'n."

"Traurig."

"Ja. Er geht mir bei der Arbeit damisch ab."

"Glaub's scho."

"Weißt was, Lorenz?"

"Na. Was denn?"

"Wann du willst, kannst bei mir einste'h'n."

"Was krieg' i denn Lohn?"

"I muß erst seh'n, was du schaffst."

"Meinetwegen! I probier's bei dir. In der Not frißt der Teufel Flieg'n."

So kam der Lorenz im Handumdrehen vom Woisl zum Grabner als Knecht.

Die Ernte war vorüber und zum größten Teil verkauft, da kam der Woislbauer zum Grabner in die Stube. Er zählte dem Grabner einige Banknoten auf den Tisch und sagte: "So, da hast's! So viel muß i dir wieder schenten."

"Schenten?" fragte der Grabner. "Das is nit wahr. Das Geld is ehrlich verdient."

"G'schenkt is," behauptete Woisl steif. "Dent einmal nach, wie viel du mir g'liehen hast dazumal, wie i hab' müssen mei Vieh hergeb'n, weil's verseucht war, und wie's mir dann noch die Ernt' verhagelt hat."

"Bare dreihundert Mark sein's g'wesen, Woisl. Hast mir noch kein' Pfennig davon zurückzahlt."

"Nit? Aber acht Jahr sein seither vergangen und alle Jahr hab' i dir fünfundvierzig Mark Zinsen zahlt, macht allein scho dreihundertsechzig Mark."

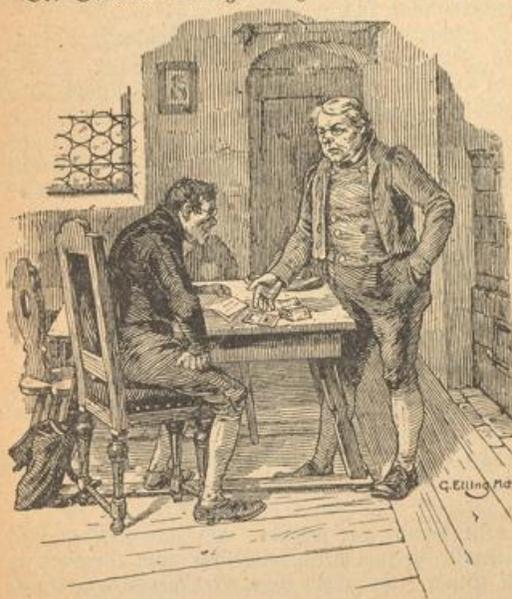
"Das sein eben Zinsen und ka G'schenk."

"Von fünfzehn Prozent Zinsen sein wenigstens zehne g'schenkt."

"Wann dir's z'viel is, zahl mir 's Kapital z'ruck und du bist das Zinszahl'n los."

"Kann i's denn? Vor lauter Zinszahl'n komm' i ja nit dazu."

"I kann nix dafür, daß dir 's Geld nit langt. Aber streit'n mer nit. Setz di lieber ein wengerl, daß du mir mein' Schlaf nit austragst."
 Woisl nahm sich einen Stuhl. "Mit Verlaub. Will so wie so noch a Wörtl mit dir reden."
 Der Grabner horchte auf. "Was denn?"
 "Nit viel. I mein' nur, du könntest mir für meine vielen Zinsen a G'fälligkeit tun."
 "Was für eine?"
 "I möcht' gern, daß du den Lorenz aus 'm Haus gibst. Der Hallodri und mei' Hannerl hab'n a heimliche Liebshaft und i will's nit leid'n. Jetzt wär grad' die Zeit, wo nit mehr viel Arbeit is, da fänd' er im Dorf nit so leicht ein' andern Dienst, wann du ihm kündigst, und er müßt' von da fortgeh'n."
 Der Grabner überlegte lange und das Ergebnis



Er zählte dem Grabner einige Banknoten auf den Tisch.

seiner Überlegung waren die Worte: "Das geht nit, Woislbauer. Der Lorenz is einer, was für drei arbeiten tut. Bevor i den aus 'm Haus gib, schenk' i dir lieber die dreihundert Mark."
 Erschreckt über die Spendierlaune des Bucherers machte der Woislbauer einen Ruck mit dem Stuhle und rief: "Wann du das tun wolltest, da nähmst mir a schwere Sorg' vom Herz'n."
 "Zwei Sorgen tät' i dir nehmen, Woisl. Die Sorg' um das Geld und die Sorg' um dei' Hannerl."
 "I versteh' di nit," erklärte der Woislbauer.
 "I mein', daß du beider Sorgen ledig wärst, wann du mir für die dreihundert Mark dei' Hannerl zum Weib gibst."
 Der Woislbauer war starr. Lange fand er keine Antwort auf die Rede des Geizhalses. Dann sprach er: "Grabner, bedenk, daß du um dreißig Jahr' älter bist wie mei' Hannerl."

"Macht nix. Für jedes Jahr, was i älter bin, kann i ein' Tausender aufweis'n."
 "Meinst, daß di mei' Dirn überhaupt nehmen möcht'?"
 "A Kind muß mögen, was der Vater will. Hast leicht ka Macht über dei' Kind?"
 "Wär nit schlecht. Macht hab' i scho über die Dirn. Ob s' aber so weit langt, daß i damit die Hannerl zwing', daß sie dei' Weib wird, das weiß i nit."
 "I kann dir helfen. Was hast du dir denn ausbit', wie i dir die dreihundert Mark damals g'liehen hab'?"
 "Daß du mir das Kapital vier Wochen früher kündigen mußt, wann du's zurückhab'n willst."
 "No, so paß auf, was i dir sag': I kündig' dir jetzt das Kapital und du mußt mir in vier Wochen das Geld bring'n. Wann nit, so komm' i mit dem G'richt über di und dein' Hof."
 "Das wärst du imstand, nachdem du grad' no hast mei' Schwiegersohn werd'n woll'n."
 "Ja. I bin aber aa imstand, dir dein' Schuldschein zum Pfeifenanzünden z' geb'n, wann unter die vier Wochen dei' Hannerl mei' Hochzeiterin wird."
 Woisl erhob sich schwitzend. Mit bebender Stimme sagte er: "No, i will schauen, wie i mit der Hannerl ins reine komm'. Aber das eine muß i dir scho sagen: Sauber bist nit und jung bist aa nit, aber g'scheit bist. Pfirt die Gott!"
 Den Kopf zum Berspringen voller Gedanken ging der Woislbauer um das Dorf herum, um von rückwärts über die Wiese nach seinem Haus zu kommen. Er machte den Umweg, weil er seine Gedanken ordnen wollte, ehe er seiner Tochter begegnete.
 Dem er aber zuerst begegnete, als er sich seinem Hause näherte, war nicht Hannerl, sondern Lorenz, der sich eben rückwärts aus des Woislbauers Hof schlich. Er hatte den Bauer zum Grabner kommen sehen und die Gelegenheit benutzt, um rasch einen "Sprung" zu der Hannerl zu machen.
 "Halt!" rief der Bauer, als er ihn aus dem Hofe schlüpfen sah.
 "Was willst?" fragte Lorenz, trotzig stehenbleibend.
 "So z' fragen is mei' Sach', dent' i," sagte der Bauer.
 "Mei', i kann dir's scho sagen, was i auf dein' Hof will, wann du's leicht scho vergessen hast. Dei' Hannerl will i, sonst nix."
 "Die Schlag' dir nur ein für allemal aus 'm Kopf, sonst muß i dir's rauschlagen. I und der Grabner."
 "Der Grabner?" fragte Lorenz erstaunt.
 "Ja, daß du's weißt. Der Grabner is so viel wie mei' Schwiegersohn."
 "Ja, wie kommt denn jetzt das?" sagte Lorenz zweifelnd. "Die Hannerl weiß ja von so was gar nit?"
 "Aber i weiß, das langt."
 Einen Augenblick war Lorenz verblüfft, doch bald begriff er. "Der Grabner hat di eben in der Hand mit die dreihundert Mark," sagte er.

„Das geht di nix an,“ entgegnete Woisl herrisch, um seine Verlegenheit zu verbergen.

„Geh, begehrt nit so auf, Woislbauer. Beim Grabner bist nit so hochfahret g'wesen und hast di schon dunkt, daß er dir leichter außs G'nad steigen kann.“

„Was weißt denn du!“

„Allerhand weiß i, Bauer. I weiß, was für sündhafte Zinsen du und no mancher andere, was beim Grabner zeitweis' aus- und eingeht, zahlt, und weiß aa, daß du und die andern nit g'scheit seid, wann ihr euch von dem Geiztragen so damisch auswuchern laßt.“

„Wann du g'scheiter bist, als i, i tritt dir mei' Schuld an Grabner ab, daß du's besser machen kannst,“ sagte Woisl spottend.

„Das is nit not. Behalt dei Schuld und mach's selber besser.“

„Neb nit so hirnbloß. Wie kommt mer's denn besser machen?“

„Wann du dem Grabner von heut an kein Pfennig mehr zahlst. Was du ihm die ganze Zeit her zahlst hast, is mehr, als er dir borgt hat.“

„Das stimmt. Wann i ihm aber nix mehr zahl, so geht er mit mein' Schuldschein zum G'richt und laßt mir mein' Hof pfänd'n.“

„Da siehst mer, wie ungscheit du bist. Wann dir der Grabner mit 'm G'richt droht, so weiß er ganz gut, daß er 's G'richt weislich meiden muß.“

„Wie meinst denn das? Hat er leicht heimlich was ang'stellt.“

„Ja, und nit wenig.“

Der Woislbauer spitzte die Ohren. Daß der Grabner das Gerücht zu fürchten hatte, war ihm neu. „Willst mer nit sag'n, was der Grabner ang'stellt hat?“ raunte er Lorenz hastig zu.

„Weißt es ja eh.“

„Was weiß i?“

„Daß der Grabner von dir und von die andern Bauern, was si mit ihm eing'lassen hab'n, Wucherzinsen nimmt.“

„Und das wär' strafbar?“ fragte Woisl ungläubig. „Kann einer denn nit Prozent nehmen, so viel er will, wann f' ihm die andern gutwillig zahl'n?“

„Na, das is in die Parigraphen verboten. Wie i in der Hauptstadt g'wesen bin, is grad von so ein' Wucherer, wie der Grabner is, der Prozeß g'wesen.“

„Was haben f' ihm denn 'tan?“

„Sechs Monat hab'n f' ihn eing'sperrt, weil er mehr als zwölf Prozent g'nommen hat.“

Woisl stand eine Weile nachdenklich da, dann sagte er: „I glaub' dir nit, was du mir da von die Parigraphen erzählst. Du willst mi nur gegen den Grabner aufhet'n, daß i mi mit ihm zerkrieg' und die Hannerl für di frei bleibt. Aber drauf geh' i nit ein und du mußt di schon ohne der Hannerl tröf'n.“

„Du willst also auf das Sündengeld, was dir der Wucherer schon abg'nommen hat, der' Kind aa no draufgeb'n?“

Woisl fand auf diesen Vorwurf kein Wort der Erwiderung.

„Laß di was fragen, Bauer,“ hub Lorenz einbringlicher werdend, wieder an. „Wär' i dir als Schwiegersohn nit g'rad so gut wie der Grabner?“

Prüfend sah Woisl Lorenz an. „Neben bist freilich nit, aber hab'n tust aa nix.“

„Glaubst, daß dir der Grabner von all sein' vielen Geld ein' Pfennig abgibt?“

„Das nit, aber mein' Schuldschein gibt er mir. Wann du wenigstens soviel hätt'st, daß mer den einlösen könnzen.“

„Gäb'st mir du die Hannerl, wann du dem Grabner nix schuldig wär'st?“

„Wär' scho mög'lich.“

In Lorenz' Augen blitzte es auf. Schweigend stand er noch einen Augenblick vor dem Bauern, dann wandte er sich zum Gehen. „No,“ sagte er gleichgültig, „tu, was du für gut find'st. Unser Reden hat ja kein' Zweck. Pfirt di Gott!“

Der Bauer sah Lorenz, ein bißchen verdüst über dessen plötzliches Weggehen, nach und trollte sich dann ins Haus. Er rief sogleich seine Tochter zu sich und machte ihr Mitteilung von dem großen Glück, das ihr bevorstehe und das sie sich gefallen lassen müsse, widrigenfalls es um Haus und Hof gehe. Hannerl weigerte sich entschieden, sich in die Abmachungen ihres Vaters mit Grabner zu fügen, und erklärte, den alten Geizhals nicht zu heiraten, und wenn es um die ganze Welt gehe. Tränen auf seiten Hannerls und ohnmächtiger Zorn auf seiten des Bauern bildeten den Schluß der Unterredung.

Nachdem Lorenz so unvermittelt von Woisl weggegangen war, suchte er schleunigst die Dorfstraße zu gewinnen. Er wollte möglichst viele Leute begegnen. Und allen, die er begegnete, erzählte er brühwarm die große Neuigkeit, daß der Grabner und die Woisl-Hannerl ein Paar seien. Dank seiner Firrigkeit im Ausplaudern war binnen einer halben Stunde die bevorstehende Heirat des ungleichen Paares der beliebteste Gesprächsstoff im Dorfe. Zufrieden mit seinem publizistischen Erfolge ging er dann heim und machte sich an seine Arbeit. Als er gegen Abend über den Hof ging, hörte er sich halblaut beim Namen rufen. Er blickte sich um und sah durch die Ritzen des Bretterzaunes ein wohlbekanntes Kleid schimmern. Rasch ging er hin, schob zwei locker gewordene Bretter des Zaunes auseinander und schlüpfte hinaus. Draußen stand Hannerl mit verweinten Augen und fiel ihm um den Hals. Hastig erzählte sie ihm dann, was der Vater von ihr verlangte. Als sie ihm sagte, was sie auf das Ansinnen, den alten Grabner zu heiraten, geantwortet habe, meinte Lorenz: „Das hätt'st nit sag'n soll'n.“

„Was denn?“ fragte die Dirn erstaunt.

„Ja und Amen hätt'st sag'n soll'n und tun, als ob dir gar keiner lieber wär' als Hochzeiter, wie der Grabner.“

„I versteh' di nit,“ sagte Hannerl schmerzlich be-

troffen. „Wär's denn dir recht, wann i den Grabner nähm'.“

„Na. Aber grad' deswegen sollst so tun, als ob du ihn möchtest. Daß nachher nir draus wird aus der Heirat, das hätt' i scho g'macht.“

„Du könntest das machen?“ fragte Hannerl neugierig und ließ sich nun von Lorenz auseinandersetzen, auf welche Weise man dem Grabner die Lust zum Heiraten nehmen und den Woislbauern zu einem schneidigeren Auftreten gegen den Wucherer veranlassen könne. Hannerl fand den Plan des Geliebten gut und ging, mit einigen „Busseln“ gestärkt, leichteren Herzen heim, als sie gekommen war. Auf dem Heimwege lief sie der alten Kathi über den Weg, die ob ihrer Tratschsucht von den Leuten mit dem Titel „Dorfstommel“ ausgezeichnet wurde. Die Alte hielt Hannerl an.

„Is wahr, daß du Grabnerbäuerin wirst?“

„Ja. Vergunnt mir's leicht nit?“

„O ja, vo Herz'n. Und dem Lorenz vergunnt i's aa, daß du so a Glück machst und grad' auf den Hof als Bäuerin kommst, wo er Knecht is. Hiji!“

Verständnisinnig zwinkerte die Alte der Dirne zu und setzte ihren Weg fort. Er führte am Grabnerhof vorbei, dessen Tor zu schließen sich der Grabner als fürsorglicher Hausher eben eigenhändig anschickte. „Biel Glück, Bauer, zu deiner Hochzeiterin!“ rief ihm die Kathi zu. „Grad' hab' i mit ihr g'rebt.“

„So?“

„Ja. Die Dirn hat a damische Freud', daß der Bäuerin wird. Und recht hat s'. Was hätt' s' denn g'habt, wann s' den Lorenz g'nommen hätt'? So a armer Hajscher kann nit einmal recht a Weib allein erhalt'n, viel weniger eine, die bald nit allein sein wird.“

„Was meinst?“ fragte der Grabner aufmerksam werdend.

„Nir nit, als daß in einer Eh' bald Kinder zu erwarten sein, Ost kommen s' no früher, als mer's erwart'.“

„Was redst so herum? Weist leicht was?“ rief Grabner barsch.

„Nit mehr, als was i grad' g'sagt hab'. Pfirt bi Gott, Bauer, i hab' ka Zeit. Grüß mir den Lorenz.“

„Geh zum Teuf'l, alte Dorfstommel!“ knurrte der Grabner und schlug das Tor zu. Kaum war er in der Stube, da kam der Lorenz zu ihm.

„Mir is g'sagt word'n, Bauer, daß die Woisl-Hannerl da auf 'n Grabnerhof als Bäuerin herkommt?“ sagte er ohne weitere Einleitung.

„Hast leicht was d'gegen?“ fuhr ihn der Grabner an.

„Na, Bauer. I will dir nur sag'n, daß du dir zum neuen Jahr ein' andern Knecht suchst. Wo die Hannerl Bäuerin is, taugt's mir nit, a Knecht z' sein.“

„Is mir ganz lieb, wann du weggehst von mein' Hof, da ersparst mir 's Wegschicken. Wann du bliebest, käm' so wie so nur a verdrießlich's G'reb' unter die Leut. Red'n jekt scho nit wenig.“

„Was können s' denn red'n?“

Der Bauer antwortete nicht gleich. Dann trat er auf Lorenz zu, sah ihn mit von Argwohn brennenden Augen ins Gesicht und sprach: „Lorenz, sag mir die Wahrheit! I hab' g'wußt, daß du mit der Hannerl a Liebchaft g'habt hast, und es hätt' mir nir g'macht. Mir is aber was eing'fall'n, was i hätt' früher bedenken soll'n. I bin a alter Mann, hab' mit der seligen Grabnerin keine Kinder g'habt und erwart' mir von der Hannerl aa nir Kleines mehr. Wann aber jekt der Segen über mi kommet, was mir in meine jungen Jahr'n verjagt g'wesen is, und i tät' Vater werd'n, so möchtet i sicher sein, daß i aa der Vater bin und die Sicherheit möcht' b'sonders bei mein' Erstgeborenem hab'n. Keiner kann mir s' aber geb'n, als du. Red' aufrichtig, Lorenz i verlang's nit umsonst.“

Lorenz lächelte statt aller Antwort verschmigt, schlug verschämt die Augen nieder und schwieg.

„No, willst nit red'n?“ fragte Grabner erregt.

„I kann dir ka Antwort nit geb'n auf dei' Frag'. Was du z' wiss'n verlangst, sagt mer nur ein' Beischvatern,“ antwortete Lorenz zögernd.

„Jekt hab' i scho mei' Antwort, Lorenz!“ rief Grabner triumphierend. „Was du mir verschweigst, is deutlicher, als was du mir sag'n könnt'n. Jekt weiß i, wie i mit der Hannerl dran bin. Die wird nit Bäuerin auf 'm Grabnerhof.“

„Wird ihr hart antommen, so ein' reichen Hochzeiter zu verlier'n, kaum daß s' ihn kriegt hat.“

„Wer weiß, hat s' schon ja g'sagt,“ meinte Grabner, sich selbst tröstend.

„Drauf kannst di verlass'n, daß die Dirn nit mehr sagt, wann so a strenger Vater, wie der Woisl, für so ein' reich'n Freier, wie du, auf sie einred't.“

„Ja, ja!“ sagte der Bauer und schwieg dann nachdenklich, während Lorenz die Stube verließ.

„Grüß Gott, Grabner! I bring' dir a gute Botschaft!“

Mit diesen Worten trat am nächsten Morgen Woisl durch Grabners Stubentüre.

„Grüß Gott!“ sagte Grabner, ließ sich aber durch die Ankündigung einer guten Botschaft in keine freudige Erregung versetzen.

„Du fragst nit einmal, was für a gute Botschaft i dir bring'?“ fragte Woisl, über die Gleichgültigkeit Grabners beleidigt.

„Na, i kann mir's denk'n, was du mir bringst,“ antwortete Grabner trocken.

„So? Bist denn gar so sicher g'wes'n, daß bi mei' Hannerl als Hochzeiter mag? I nit. Hat mir a schwere Müß' kost', die Dirn so weit z' berechn'.“

„Desto leichter wirst ihr die Heirat mit mir wieder ausred'n können,“ sprach Grabner frostig.

Woisl sah Grabner verständnislos an. „Was soll denn jekt das wieder heiß'n?“

„Daß i dei' Hannerl nimmer will.“

„Z'wegen was denn nit?“

„I hab' mir's überlegt.“

„Meinst, daß das nur so geht?“

„Warum denn nit?“

„Weil i die Schand nit ruhig auf mi nimm, was mir damit antust. Im ganzen Dorf zeigt mer mit 'm Finger auf mi und mei' Kind, wann aus der Heirat nit wird.“

„Das is dei' Schuld. I hab' nit austrommelt, was wir zwei gestern miteinander ausg'macht hab'n.“

„I aa nit. Aber die Spaken pfeifen's scho auf 'm Dach, daß du mei' Schwiegerjohn wirst.“

„Is mir gleich. I nimm die Hanneel nit.“

„So geh' i klag'n.“

„Wirst nit ausricht'n. Sein keine Zeugen da, die g'hört hab'n, was i gestern mit dir g'redt hab'.“

„Aber i bin da und mei' Schuldschein, von dem er bei G'richt hör'n wird,“ sagte Woisl drohend,

idem er sich der Worte erinnerte, die ihm Lorenz in Tage vorher über die Strafbarkeit des Buchers

sagt hatte. An diesen neuen Ton aus der Kehle des seiner Opfer nicht gewöhnt, horchte der Hals-

schneider auf: „Was weiter?“

„No, und Advokaten sein aa da, was si in die Bucherparigraphen auskennen tun.“

„Ein' Schuldschein kann mer verbrennen,“ meinte Grabner.

„Wohl, aber alle kannst nit verbrennen, sonst ver-

rennt dei' halb's Vermögn', und alle die Bauern, as dir Prozent zahl'n, kannst aa nit verbrennen.

„Meinst, mer kennt s' nit, daß mer's dem G'richt als

zeug'n angibt?“

„Bis jetzt war der Grabner ruhig geblieben und

er wurde ihm doch ein bißchen schwül und er

achte Woisl zu besänftigen. „No, Woisl, sei nit

bißig. Mer kann si ja ohne G'richt aa aus-

richt'n. Was verlangst denn zum Trost dafür, daß

die Hanneel nit nimm?“

„Was magst denn geb'n?“

Grabner seufzte recht tief und schmerzlich, ehe er

zu einem Angebot entschloß, dann sprach er: „I

em, wann i dir zehn Prozent Zinsen nachlass' und

er mehr fänfe nimm für das Geld, was du mir

schuld bist, so kannst z'frieden sein. Das wär'n

des Jahr dreißig Mark. Nachdem du mir die

schuld dei' Lebtag nit zahl'n wirst können, aber sicher

zwanzig Jahr leben wirst, is das so viel, als

ann i dir bare sechshundert Mark schenken tät.“

„A keine Rechnung, Grabner, aber sie hat a Loch.

Wenn der Schuldschein g'hört scho mei'. Du hast

er versproch'n, daß du mir den Schein zum Pfeifen-

spindeln gibst, wann mei' Hanneel unter vier Wochen

in Hochzeiterin werd'n will. Das will sie und jetzt

erlang' i mein' Schein.“

„Das geht nit, Woisl,“ stöhnte Grabner.

„Wann's nit geht, geh' i,“ sagte Woisl hart und

ergriff sich der Türe.

„Gib Bedenzeit!“ rief Grabner.

„Hast dir 's Heiraten so g'schwind überlegt, brauchst

er aa ka Bedenzeit. Willst mir mein' Schuldschein

erh'n, ja oder na?“ Woisl sprach mit erhobener

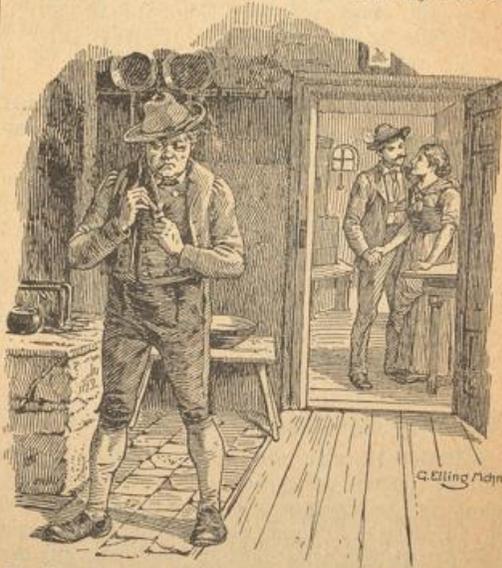
Stimme und legte die Hand auf die Türklinke.

„Es geht nit, Woisl!“ jammerte Grabner.

„So behalt ihn und i geh' zum G'richt.“

Damit machte Woisl die Türe auf und stapfte dröhnend hinaus. Grabner rief ihn zurück, doch jener kehrte sich nicht daran und rannte davon.

Lange saß Grabner nach dieser Unterredung auf der Ofenbank und dachte über die Sache nach. Die Drohung mit dem Gericht kam ihm nicht ohne vor. Er war sich bewußt, daß er die Notlage und die Unwissenheit vieler Bauern der Gegend nur zu gewissenlos ausgebeutet hatte. Der Woislbauer mußte umgestimmt werden, das war klar. Nach reiflichem Ueberlegen kam er auch zu der Einsicht, daß das billigste Mittel, den hochbeinig gewordenen Bauern zu beruhigen, doch nur darin bestand, ihm seinen Schuldschein auszuliefern. Doch für den Schmerz, mit dem



Der Bauer steckte am Herdfeuer den Schuldschein in Brand und gändete damit seine Pfeife an.

die Trennung von einem so einträglichen Papier verbunden war, wollte er sich entschädigen, indem er

Woisl einen anderen Bedränger auf den Hals hekte. Entschlossen rief er Lorenz zu sich und sprach zu ihm:

„Gelt, Lorenz, der Woisl hat di aus 'm Haus geb'n, weil du mit der Hanneel anbandelt hast?“

„Ja,“ antwortete Lorenz.

„Hast du die Dirn gern g'habt?“

„Ja, gar gern hab' i s' g'habt.“

„Schau, Lorenz, die Dirn kommt jetzt in a G'red, weil i s' nit heirat', und das tut mir leid. I möcht' mei' Boreiligkeit gern gutmach'n, indem i ihr ein

andern Hochzeiter zubring'. Möchtest nit du sie heiraten?“

Lorenz war überrascht von diesem Vorschlag des Bauers. „I möcht' scho,“ sagte er, „aber der Woisl nimmt kein' Schwiegerjohn, wann er nit wenigstens

dreihundert Mark hat.“

„Die schent' i dir,“ sagte Grabner und zog ein

Papier aus der Tasche. „Da hast, das is a Schuld-schein über dreihundert Mark, den gib i dir zum Heirat'n. Die Unterschrift drauf is dem Woislbauer seine. Jetzt geh nur schleuni hin und halt um die Hannerl an. Der Woislbauer muß dir die Dirn dafür geb'n, wann's ihm aa sauer wird, ein' davon-g'gagten Knecht als Schwiegersohn aufnehmen z' müssen.“

Lorenz fand nicht so viel Zeit, um die unerhörte Freigebigkeit Grabners richtig einschätzen zu können, denn Grabner drängte ihn zur Türe hinaus. Zehn Minuten später saß er in Woisl's Stube neben der Hannerl und berichtete dem überraschten Bauer, was vorgefallen war. Nachdem sich der Woislbauer von seinem Staunen erholt hatte, sagte er: „Kinder, es is vielleicht das erstmal, daß der Grabner was Gutes thut, wann er's aa sicher nit so gut meint. I will ihm bei sein' guten Werk nit entgegen sein und gib euch mein' Segen. Und jetzt will i mir a Pfeif'n ansteck'n.“

Der Bauer trat zum Herd, steckte am Herdfeuer den zusammengedrehten Schuld-schein in Brand und zündete damit seine Pfeife an.

Hannerl und Lorenz heirateten einige Wochen später; es dauerte aber fast ein Jahr, ehe ein freudiges Ereignis in ihrem Hause dem alten Geiztragen Grabner Anlaß bot, sich selbst einen argwöhnischen Narren zu schelten. Denn Hannerl's Erstgeborener war ein so hübsches Kerlchen, daß es der Grabner gar nicht fassen konnte, wie er sich vor dessen An-kunft so fürchten mochte.

Auß den Jugendtagen des „Alten Fritz“.

Friedrich II. war ein Jüngling von ungefähr 16—17 Jahren, als er an einem schönen Sommer-abend in den Straßen von Potsdam lustwandelnd die schöne reine Stimme eines Mädchens vernahm, welches eine Arie sang und sich selbst dazu auf dem Flügel begleitete. Der Kronprinz erkundigte sich an-gelegentlich, wer über diese engelreine Stimme ver-füge, und erfuhr von einem seiner Begleiter, daß die Sängerin die Tochter eines Kantors sei. Schon hatte der bezaubernde Gesang und das fertige Spiel den Kronprinzen für dieses Mädchen eingenommen, als man ihm auch dessen Schönheit rühmte. Feuerig ent-flammt konnte Friedrich den Wunsch nicht unter-drücken, näher mit der schönen Sängerin bekannt zu werden, und trug einem seiner Freunde auf, dies zu vermitteln. Das Mädchen stand im Ruf strenger Sittsamkeit, lebte still und häuslich, und galt mit Recht für eine ausgezeichnete Schönheit. Am andern Abend ließ Friedrich ihr einige Artigkeiten über ihre Fertigkeit im Gesang und Spiel sagen und ihr zu-gleich anzeigen, daß er nach einer Stunde mit seiner Flöte, die schon damals sein musikalisches Lieblings-instrument war, besuchen werde. Die Eltern des Mädchens waren über diese Mitteilung sehr betroffen; denn sie fürchteten die Strenge des Königs, der mit seinem Sohne unzufrieden, dessen Leben und Treiben

aufs peinlichste überwachte. Gleichwohl unterstanden sie sich nicht, den hohen Besuch abzulehnen. Friedrich erschien. Das Mädchen setzte sich an den Flügel, sang einige Arien und Friedrich's Flöte begleitete ihren Gesang. Er wiederholte diesen Besuch mehrmals und gewann Geschmack an dem Mädchen. Aber dienstfreundliche Seelen ließen es sich angelegen sein, dem argwöhnischen Vater diesen, wie es scheint, ziemlich unschuldigen Genuß des Kronprinzen von der schwärzesten Seite darzustellen. Als daher der beorgte König über diese Besuche seines Sohnes Erkundigungen eingezo-gen hatte und sich niemand fand, der die arme in Verdacht geratene Familie in Schutz genommen hätte, wurde dem Kronprinzen plötzlich Stubehaft angekündigt, das arme unglückliche Mädchen aber dazu verurteilt, auf öffentlichem Markte von dem Büttel ausgepeitscht und samt ihren Eltern zum Tor und Lande hinausgejagt zu werden. Der Kronprinz, wenig aufrichtig gegen seinen Vater, wandte sich unter der Hand an den damaligen Herzog von Strelitz, nach dessen Landen sich die unglückliche Familie begeben hatte, und wirkte dem Vater bei diesem Fürsten eine kleine Bedienung aus. Das Mädchen heiratete in der Folge einen Gewürzkrämer und wohnte in Berlin am Schloßplatz.

Humoristisches.

Zukunftsbe-kann-tmachung. Der Polizeihund Hektor tritt am 1. Januar in den Ruhestand. Nach Anlaß seiner Pensionierung ist ihm der Titel Ge-heimer Polizeihund verliehen worden.

Ein Kanonier ahmt vor versammelter Mann-schaft die Stimme seines Hauptmanns nach, wodurch eine größere Verwirrung in der Batterie entsteht. Nach langer Untersuchung kann der Mißthäter end-lich festgestellt werden. Am andern Morgen war im Parolebuch zu lesen: „Der Kanonier Müller II wird mit drei Tagen Mittelarrest bestraft, weil er die Stimme seines Hauptmanns nachgemacht und ge-brüllt hat, wie ein Esel.“

Zur Beachtung.

Zahlreiche Wünsche aus dem Leserkreis haben uns bestimmt, den Wandkalender des Labrer Hinkenden Boten fernerhin mit künstlerisch aus-geführten Städtebildern zu schmücken. In vorliegenden Jahrgang wird mit dieser Neu-erung begonnen; diesmal sind es Bilder aus dem Jahr, der Heimat des Labrer Hinkenden Boten.

Den verehrten Lesern empfehlen wir, diesen Wandkalender jeweils sorgfältig aufzubewahren, denn sie werden später eine wertvolle und inter-essante Städtebildersammlung darstellen.

Verlag des Labrer Hinkenden Boten



Das Wunder.

„Wie war in Köln es doch vordem
Mit Heinkelmannchen so bequem,
Beginnt ein altes Scherzgedicht,
Wer kennt's aus seiner Kindheit nicht?

Und mancher seufzt wohl, es ist dumm,
Sie sind nun fort, und kein Gebrumm
Bringt uns die goldne Zeit zurück;
Ja die in Köln, die hatten Glück.

Sie heimsten Lohn ohn' Mühe ein
Und quälten niemals sich, zum Schein
Sie richteten die Arbeit zu:
„Nun, Heinkelmannchen, schaffe du!“

Die Kleinen wirkten in der Nacht,
Früh, wenn der Handwerksmann erwacht —
Hat je man Ähnliches gesehn,
Jedwede Arbeit war gesehn. — — —

Wie kann man nur so töricht sein
Und nach den Heinkelmannchen schrein,
Nachdem ein eisernes Geschlecht
Nacht unsre Arbeit schlicht und recht.

Der Heinkelmannchen kleine Schar
War häufig allen Ernstes bar,
Doch unsre neuen Helfer sind
Stets friedlich und sehr brav gesinnt.

Zu jeder Arbeit gern bereit,
Sichert wenig sie so Ort noch Zeit,
Und ohne Lohn und ohne Dank
Arbeiten sie ihr Leben lang.

Ernstes Gesicht's ein Landmann spricht:
„Ich glaub' an solche Märchen nicht,
Denn tücht'ge Arbeit nur gelingt,
Wenn jeder selber schafft und springt.“

Nichts andres hilft mir in der Tat,
Als eigne Kraft und Gottes Rat!“ — — —
„Gewiß doch — Gottes Rat in Ehr' —
Ich schäpe nichts auf Erden mehr, — — —

Jedoch mit deiner eignen Kraft
Ist wenig oder nichts geschafft!
Denk erst mal an die alte Zeit
Und sieh dann, wie wir's treiben heut.

Zum Aekern dürftiges Gerät,
Nur Körperarbeit früh und spät,
Beim Säen, Mähen, Dreschen auch;
Jahrhundertlang nach altem Brauch.



Inzwischen ward die Menschheit mehr.
Wo nähmen heut wir Nahrung her,
Brächt' uns das Land so wenig ein,
Wie's damals schien genug zu sein?

Der Fortschritt ist doch offenbar,
Der durch Maschinen möglich war,
Nicht Menschenhand hat dies vollbracht,
Es ward von Menschenggeist erdacht.

Der Ingenieur mit klugem Sinn,
Er schuf uns manche Helferin.
Dies ward das eiserne Geschlecht, —
Nun, Freund, gibst du mir endlich recht?

Und nicht nur bei der Feldarbeit
Hilft die Maschine jederzeit,
Nein, auch im Hof und Stall und Haus
Nützt man den treuen Helfer aus.

Wir Menschen zwar vergessen gern,
Was früher war, und in der Fern'
Erblicken wir nur ros'gen Schein,
Was wir besitzen, deucht uns klein.

Zum Beispiel gab der Milchwirtschaft
Erst die Maschine Lebenskraft.
Wie kümmerlich war der Betrieb,
Solang er bei den Satten blieb.

Im dumpfen Zimmer, offenen Schrank
Stand erst die Vollmilch tagelang,
Sie wurde dick, rahmt' langsam auf,
Und Staub und Schmutz fiel oft darauf.



Dazu die Ausbeut' nur gering,
Drum wenn er an zu rechnen fang,
Bemerkt' der Bauer bald mit Graus,
Beim Buttern da sprang nichts heraus.



Das junge Vieh nach altem Brauch
Bekam viel frische Vollmilch auch,
Weil's Dickmilch nicht vertragen kann,
Die nehmen nur die Schweine an.

Die wen'ge Butter zum Verkauf
Bracht' dann die Frau, verwandte drauf
So manchen lieben halben Tag,
Und kümmerlich war der Ertrag.

Doch anders ward's mit einemal,
Als dann der Doktor de Laval
Den Separator hergestellt,
Da ging ein Staunen durch die Welt.

Ein Wunderwerk war so geschahn,
Wie selten man es noch gesehn,
Das neue Heinzelmännchen nahm
Von süßer Vollmilch ab den Rahm.

Dazu stieg riesig der Ertrag,
Das Buttern lohnt nun jeden Tag,
Und weil die Butter süß und fein,
Darf der Verkaufspreis höher sein.

Die Milch beim Melken leicht verschmutzt,
Wogegen auch das Sieb nichts nützt,
Der Separator reinigt sie,
Macht sie gesund für Mensch und Vieh.

Dem Jungvieh ist's so grade recht,
Die Magermilch schmeckt ihm nicht schlecht,
Im eignen Stall ist sie erzeugt
Und nicht von fremdem Vieh verseucht.

Das Butterfett entbehrt es leicht,
Wird billiger Ersatz gereicht.
Es wurde gründlich ausprobiert,
Daß dies die Kälber nicht berührt.

Wenn man es günstig haben kann,
Schickt man wohl zum Verbuttern dann
Den Rahm zu einer Molkerei
Und spart die Arbeit sich dabei.

Auch leuchtet dies wohl jedem ein,
Die Butter muß dort feiner sein,
Zudem gibt's einen beßren Preis,
Weil man die Absatzquellen weiß.

Den großen Vorteil sah man ein,
So konnt' es denn nicht anders sein,
Daß Separators Arbeitsfeld
Sich bald erstreckt' durch alle Welt.

Alfa-Laval sein Name ist,
Und — falls Ihr dieses noch nicht wißt —
Mehr als 'ne volle Million
Kauft jetzt in allen Ländern schon.

Zwar gibt's nun aus demselben Grund
Viel Konkurrenten in der Rund',
Doch tragen alle dazu bei,
Daß stets sein Ruhm noch größer sei.

Sie reichen nicht an ihn heran,
Seht euch nur die Maschinen an,
Die gegen Alfa umgetauscht,
Es' nur vier Jahr' dahingeraucht.

Und immer noch steigt ihre Zahl,
Denn andre kauft man nur einmal.
Wer erst den Alfa hat erkannt,
Der gibt ihn nicht mehr aus der Hand.

Er dreht sich leicht, entrahmt sehr scharf,
Und was ich nicht vergessen darf,
Leicht macht man seine Trommel rein,
An andren soll dies nicht so sein.

Bei Milch und Rahm ist Sauberkeit
Das Wichtigste wohl jederzeit.
Drum prüfe, ob sich rein und klar
Hält die Maschine immerdar.

Den Alfa säubern ist nicht schwer,
Nimm nur den Alfa-Waschstab her,
Benutz ihn, wie man es dir zeigt,
Das Spülen ist dann kinderleicht.

Wer nicht solch Heizermännchen hat,
Dem gebe ich den guten Rat:
„So einen Alfa kaufe dir,
Der schafft dir Geld dann für und für.“

Das Kaufen macht nicht Schwierigkeit,
Von deinem Dorf wohnt gar nicht weit,
Ein tücht'ger Alfa-Laval-Mann
Der alles dir erklären kann.

Auch kannst du schreiben nach Berlin:
„Was kost' solch Wunder von Maschin'?“
Dann gibt dir Nachricht, merkt dich vor
Alfa-Laval-Separator.

So heißt die Firma nur allein,
Drum fall nicht auf 'ne andre 'rein,
Weis' jede Nachahmung zurück,
Glaub mir, es ist zu deinem Glück.



Liebe Leser!

Wenn ihr dieses Gedicht bis zu Ende gelesen habt, dann denkt ihr vielleicht, daß es eine Geschäftsreklame sei, welche hier in einer etwas anderen als der sonst üblichen Form geboten wird, die aber dennoch eben als nichts anderes als eine Geschäftsreklame aufgefaßt werden dürfe. Ihr irrt euch. Alles Große und Bedeutende muß sich bemerkbar machen, denn sonst weiß ja niemand, daß es da ist und in den Dienst der menschlichen Gesellschaft gestellt werden kann. Wenn das Gute stolz auf Reklame verzichten würde, so dürfte es bald überhaupt kein erstklassiges Gerät oder keine ebensolche Maschine mehr in Gebrauch geben, denn das Geringe und Minderwertige versteht es schon, sich hervorzu drängen.

Die Maschine, von der hier die Rede ist, der Alfa-Laval-Separator, ist ja freilich weltbekannt, und auch ihr werdet sie kennen, wenigstens dem Namen nach. Jeder weiß, daß sie der beste Separator ist, der je gebaut wurde, und wir wissen, daß sie allezeit der beste bleiben wird, denn die Alfa-Fabrik ist wachsam und allezeit bemüht, nur das denkbar Beste zu liefern, aber immerhin, ihr könntet leicht unter dem Massenangebot von Zentrifugen den Alfa-Laval-Separator vergessen, und euch an ihn zu erinnern und seinen Namen in euer Gedächtnis einzuschreiben, das sollte der Zweck der vorstehenden Verse sein. Wenn ihr auch noch nicht die Absicht habt, euch sofort einen Alfa-Laval-Separator anzuschaffen, oder schon eine andere Entrahmungsmaschine besizet, so macht euch doch die kleine Mühe und schreibt eine Postkarte an die Firma Alfa-Laval-Separator G. m. b. H., Berlin NW. 100k, ihr erhaltet dann sehr wertvolle Mitteilungen vollständig kostenlos und ohne Kaufzwang.